

II. Student in Jena, Leipzig und Bonn (1908–1913)

Genau an meinem neunzehnten Geburtstag, am 27. März 1908, wurde ich in der Schulaula mit einem guten Reifezeugnis feierlich entlassen. Ich erlebte eine schöne Muluszeit¹, und dann stand mir der Weg zur Hochschulbildung offen, der meinem unglücklichen Freunde Jähne leider verschlossen blieb. Ich wollte mich unsrer alten Freundschaft nicht entfremden; doch waren wir tatsächlich, geographisch und sozial, in höchst unterschiedliche Verhältnisse verpflanzt. Weil ich nicht gleich nach Leipzig gehen, sondern erst eine kleinere Universität besuchen wollte, wählte ich Jena als Studienort. Ich wählte es als gleichsam zweite sächsische Universität, als die Hochschule des „ernestini-schen“ Sachsen. Ich war konservativ, denn ich bejahte innerlich meine altsprachliche gymnasiale Schulbildung und seit der Tanzstundenzeit auch die herrschenden gesellschaftlichen Lebensverhältnisse. So hatte ich keine Beziehungen zu der in den letzten zehn Jahren aufgekommenen „Jugendbewegung“², die übrigens von Berlin ausging und in Sachsen noch nicht viel von sich reden machte. Wäre ich von der Jugendbewegung hergekommen, so hätte ich in Jena „Freistudent“³ werden müssen. Ich wollte aber „Verbindungsstudent“ werden, und wenn ich auch ein paar Wochen zögerte, trat ich doch am 13. Mai in die Sängerschaft zu St. Pauli in Jena ein.

Die Sängerschaften⁴ hatten gerade auf kursächsischem Boden eine besonders große und anerkannte Tradition. Ihre Stärke lag nicht im allgemein-deutschen Dachverband, im CC = „Chargierten-Convent“⁵, sondern im mitteldeutschen RKV = „Rudelsburger Kartell-Verband“⁶, der allein den mitgliederstar-

¹ Die Zeit zwischen der bestandenen Reifeprüfung und der Immatrikulation an einer Universität.

² Die Jugendbewegung entstand um 1900 vor dem Hintergrund einer allgemein verbreiteten kulturkritischen Haltung. Sie wurde vor allem von der bürgerlichen Jugend getragen.

³ Ein Student, der keiner Korporation angehört.

⁴ Ursprünglich Gesangsvereine an den Universitäten, die sich zu farbentragenden und schlagenden Korporationen wandelten. Die älteste war die Universitätssängerschaft zu St. Pauli in Leipzig, gegründet 1822. Ihr folgte 1828 St. Pauli in Jena. Vgl. W. von Quillfeldt (Bearb.), Handbuch der „Deutschen Sängerschaft“ (Weimarer C. C.), Dresden 1928.

⁵ Bezeichnung für den 1901 erfolgten Zusammenschluß farbentragender Universitäts-gesangsvereine. Der CC machte sich die Pflege der Musik und des Männergesangs zum Programm. Er vertrat das Prinzip der unbedingten Satisfaktion, verwarf jedoch die Bestimmungsmensur. Da die Bundesfeste ab 1903 in Weimar stattfanden, wurde 1906 der Name in Weimarer CC, Verband Deutscher Sängerschaften, umgewandelt.

⁶ Ein Kartell-Verband umfaßt mehrere Verbindungen, die sich aufgrund von gleichen oder ähnlichen Regeln und Zielsetzungen verbunden haben. Der Rudelsburger Kartell-Verband entstand 1890. 1919 ging er im Weimarer CC auf.

ken Kern der ganzen Richtung ausmachte. Zu ihm gehörten die Leipziger und die Jenenser Pauliner, die Hallischen Friderizianer und die Prager Barden. Sie trugen sämtlich in Mütze und Band die Farben Blau-Weiß-Blau, also die traditionellen deutschen Sängerfarben, die auf eine fast ebenso hundertjährige Geschichte zurückgingen wie die schwarz-rot-goldenen Farben der Deutschen Burschenschaft. In andern deutschen Gebieten gab es diese echte, bodenständige Sängerüberlieferung nicht. Der Name der Pauliner in Jena und Leipzig wies auf den ursprünglichen Zusammenhang mit der kursächsischen Landeskirche hin, auf die alten „Pauliner“- (Dominikaner)-Kirchen der Jenaer und Leipziger Universitäten, aus deren Sängerkhören sie hervorgegangen waren. Jetzt waren aus den Korporationen der Vorzeit moderne farbentragende Verbindungen geworden. Aber die Tradition war doch nicht tot: Ich habe auf sie von Anbeginn an großen Wert gelegt. In Jena trug man eine weiße Mütze; in Halle, Leipzig und Prag eine blaue in verschiedenen Schattierungen.

Ich war bereit, die Grundsätze der Verbindung mit zu vertreten, auch das Prinzip der „unbedingten Satisfaktion“⁷, obwohl mir die modische Fechtbegeisterung der „schlagenden“ Studenten von Anfang an vorbeieimponierte. Da ich andere Werte des Verbindungslebens bejahte, nahm ich das von preußischen Offiziersbegriffen übernommene „Satisfaktionsprinzip“ in Kauf. Ich finde eine Tagebuchnotiz vom 8. Juni 1908, nachdem ich das erste Mal bei einer Mensur zugeschaut hatte:

Es floß genug Blut, aber „Leichte Säbel“, das ist nicht sehr gefährlich. Immerhin macht mir der ganze Mensurkram Bedenken. Es ist doch eigentlich eine große Albernheit und Torheit. Wir fechten keine „Bestimmungsmensuren“⁸, aber bei „Beleidigungen“ muß man Satisfaktion geben. Als ob es einem Genußtun verschaffen könnte, wenn man möglicherweise selbst die Schläge kriegt! Ich muß es mitmachen, denn ich möchte nicht deshalb aus der Sängerschaft austreten. Ich habe gewiß keine Furcht, aber es behelligt mich, daß ich hier etwas tun soll, was eines vernünftigen Menschen unwürdig ist. Ich würde aber antreten, wenn der Fall gegeben ist, so dumm mir die Sache vorkommt.⁹

Ich habe es sowohl in meiner „Aktiven“¹⁰ wie „Inaktiven“zeit¹¹ vermieden, aus persönlichen Gründen zu einer Mensur zu kommen. Nur bei einer „Pro-

⁷ Sowohl das Recht als auch die Pflicht, als Beleidigter den Beleidiger zum Duell zu fordern und als Beleidiger die Forderung anzunehmen.

⁸ Bei der „Bestimmungsmensur“ geht dem Duell keine Beleidigung mehr voraus. Es wird vielmehr von den Zuständigen zweier Korporationen bestimmt, welche ihrer Bundesbrüder unter genau festgelegten Regeln gegeneinander fechten sollen.

⁹ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1908/09, S. 6.

¹⁰ Bezeichnung für die Vollmitgliedschaft in der Verbindung nach der ein- bis zweimestrigen Vorbereitungszeit.

¹¹ Für die Ablegung seines Examens kann sich der Verbindungsstudent „inaktivieren“ lassen. Er ist dann nur noch beschränkt zur Teilnahme an den Verbindungsveranstaltungen verpflichtet.

patria-Suite“¹² auf Schläger bin ich in Jena einmal mit „herausgestellt“ worden und hatte Erfolg. Als „Alter Herr“¹³ ist man sowieso nicht mehr zu „unbedingter Satisfaktion“ verpflichtet. Man wußte im Jenenser Paulus, daß „Fechten“ und „Singen“ nicht besonders gut zueinander passen, und gab doch, getreu der Tradition, dem „Singen“ den Vorzug. Der Wert der „Fuxstunden“¹⁴, die ich durchmachen mußte, war in hohem Maße abhängig von der Person des Fuxmajors.¹⁵ Der des Sommersemesters 1908 hatte es nur auf Erziehung zu „couleurfähigem“ äußerem Auftreten abgesehen. Paul Eckert dagegen im Wintersemester war ganz ausgezeichnet. Er war musikalisch und hatte treffliche Kenntnisse von der Geschichte des Studententums überhaupt und unsrer Verbindung im besonderen. Das Sommersemester war erfüllt mit sehr viel äußerem Betrieb, weil es mit der Feier des dreihundertfünfzigjährigen Bestehens der Universität Jena und der Einweihung eines neuen großen Universitätsgebäudes abschloß. Anschließend wurde auch noch das achtzigjährige Stiftungsfest der Sängerschaft gefeiert. Man feierte eine volle Woche „Feste“, und viele Wochen vorher brauchte man natürlich schon zur Vorbereitung. Ich fühlte mich an manchen Tagen stark behelligt von den Verpflichtungen in der Korporation und war recht froh, als ich nach spätem Semesterschluß am 6. August wieder zurück nach Dresden reisen konnte. Alle diese Umstände wurden im Wintersemester viel besser. Erst in diesem meinem zweiten Semester bin ich richtig in die Korporation hineingewachsen. „Ich will nun auch etwas arbeiten“, ist in meinem Tagebuch notiert.¹⁶ Ich hatte mir Mühe gegeben, die Kollegstunden zu besuchen, aber sie waren natürlich etwas zu kurz gekommen. Der Rummel hatte zuviel Zeit beansprucht. Befriedigend war das Leben nicht gewesen.

Als ich mich entschloß, in Jena zu studieren, war mitbestimmend gewesen, daß ich Ernst Haeckel im Kolleg hören wollte, dessen „Welträtsel“-Monismus für Enzmann, Jähne und mich unsre gemeinsame Weltanschauung geworden war. Ich war allerdings von ihm schon nicht mehr ganz überzeugt, als ich nach Jena reiste. In einem Brief, den ich als *Mulus*¹⁷ am 31. März 1908 nach Chicago schickte, meinte ich, ich könnte nicht mehr ausschließlich auf der Grundla-

¹² Im Gegensatz zur Bestimmungsmensur ist ihr Anlaß die Beleidigung einer Verbindung durch eine andere.

¹³ Mit dem Abschluß des Studiums wird aus dem Studenten ein „Alter Herr“, seine Teilnahme am Verbindungsleben ist dann freiwillig.

¹⁴ Nach seiner Aufnahme in die Verbindung ist der Student ein bis zwei Semester Fuchs (seltenere Schreibweise: Fux). In den Fuchsstunden erlernt er die korporationsspezifischen Regeln.

¹⁵ Älterer Verbindungsstudent, der für die Erziehung und Betreuung der Fuchse zuständig ist.

¹⁶ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1908/09, Eintragung vom 7. August 1908, S. 13.

¹⁷ Bezeichnung für einen angehenden Studenten.

ge von Haeckel, David Friedrich Strauß¹⁸ und Carneri¹⁹ diskutieren, weil ich mich inzwischen von andern Autoren angeregt fühlte, am meisten von Kurd Laßwitz.²⁰ Von ihm hatte ich nicht nur den Roman „Auf zwei Planeten“²¹, sondern auch sein philosophisches Werk „Wirklichkeiten“²² gelesen. In Jena besuchte ich sehr bald Haeckels Vorlesung im Zoologischen Institut und erlebte von seiner Person eine fühlbare Enttäuschung. Ich fand ihn langweilig und seine Stimme zu dünn, so daß ich nicht wieder hinging. Das Konzept eines weiteren Briefes von mir, das kein Datum trägt, muß in Jena nach dieser Enttäuschung geschrieben sein. Darin bezog ich mich auf Laßwitz. Ich glaubte, damit nicht den monistischen Standpunkt verlassen zu haben, denn ich konnte mich auf den vor nicht langer Zeit verstorbenen Pastor Albert Kalthoff²³ berufen, der es für vereinbar mit seinem Amte gehalten hatte, Vorsitzender des Monistenbundes zu sein. Bei ihm hatte ich gelesen:

Gott ist für den Verstand keine Wirklichkeit, er tritt als Gott nirgends in die Erscheinung, er hat als persönliches Wesen keinen Platz in dem unverbrüchlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung.²⁴

Aber was für den Verstand keine Wirklichkeit ist, kann durch Willen und Gefühl dennoch als Wirklichkeit erlebt werden. Kalthoff glaubte an den persönlichen Gott. Ich hatte bei ihm auch folgende Äußerung gelesen:

Der Mensch mit Religion, der fromme Mensch ist stärker, ist mehr Mensch als der, den wir religionslos nennen müssen.²⁵

Das schien mir mit Laßwitz übereinzustimmen, der nicht nur „eine“, sondern „vier Wirklichkeiten“: die des Wollens, Fühlens und Glaubens neben der des Verstandes kannte, alle vier zusammen in der Einheit der menschlichen Person. Das war doch wohl auch „Monismus“, und zwar ein besserer, als der bloß „materialistische“. Ich hörte gerade mit großem Interesse ein einstündiges Kolleg bei dem Botaniker Detmer²⁶, der für sein Fach „mechanistische“, nicht „vitalistische“ Entwicklungskräfte annahm, gleichwohl aber erklärte, als Weltanschauung sei der Materialismus wissenschaftlich überwunden. Die Verarbeitung des Detmerschen Kollegs war für mich der beste Ertrag meines er-

¹⁸ David Friedrich Strauß (1808–1874), evangelischer Theologe.

¹⁹ Bartholomäus Ritter von Carneri (1821–1909), österreichischer Politiker und Schriftsteller. Er bekämpfte Klerikalismus und Panslawismus.

²⁰ Kurd Laßwitz (1848–1910), Philosoph und Schriftsteller.

²¹ Kurd Laßwitz, *Auf zwei Planeten*. Roman in 2 Büchern, Weimar 1897.

²² Kurd Laßwitz, *Wirklichkeiten*. Beiträge zum Weltverständnis, Berlin 1900.

²³ Albert Kalthoff (1850–1906), evangelischer Theologe, zusammen mit Haeckel an der Gründung des Monistenbundes beteiligt.

²⁴ Albert Kalthoff, *Religiöse Weltanschauung*. Reden, Leipzig 1903, S. 57.

²⁵ Ebd., S. 234.

²⁶ Wilhelm Detmer (1850–1930), 1879–1925 Professor für Botanik in Jena.

sten Jenaer Semesters. Detmer war vorsichtiger als Haeckel, dessen Fehler ja war, wie ihm der russische Physiker Chwolson²⁷ vorhielt, daß er zu oft das „zwölfte Gebot“ verletze.²⁸ Das „elfte Gebot“ heißt bekanntlich: „Du sollst dich nicht erwischen lassen“; das „zwölfte“ aber: „Du sollst nicht über Dinge schreiben, von denen du nichts verstehst.“ Detmer beachtete den Unterschied zwischen Naturwissenschaft und auch Naturphilosophie von der „Weltanschauung“, die man nicht auf die Objekterkenntnis allein begründen kann.

Mein Tagebuch von 1908 gestattet mir, den Weg meines damaligen Denkens ziemlich genau zu verfolgen. Anfang Oktober 1908 stieß ich in Dresden, nicht in Jena, auf die ins Deutsche übersetzten Schriften und Vorträge des englischen Physikers Tyndall.²⁹ Ich entlieh mir die Bücher von der Sächsischen Landesbibliothek und studierte sie ziemlich systematisch durch. Auf Tyndall aufmerksam geworden war ich schon im Jenaer Volkshaus der Zeißstiftung. Am 10. Oktober fand ich bei ihm den entscheidenden Satz:

Der Mensch als Objekt ist durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt von dem Menschen als Subjekt.³⁰

Es gibt, wie Tyndall von Fichte³¹ übernommen hatte, keinen logischen Zusammenhang zwischen dem Ich und der Außenwelt. Die naturale Evolution ist also nur ein Postulat der Wissenschaft, allerdings ein zwingendes. Andererseits dürfen die Rechte des Gefühls neben denen des Verstandes nicht vernachlässigt werden. Verstand und Gefühl sind zwei gleichberechtigte Welten innerhalb unsres Ich. Das war es, was ich bereits bei Laßwitz und Kalthoff gefunden hatte, was ich meinem Freunde Jähne auseinanderzusetzen versuchte und was jedoch er nicht gelten lassen wollte. Jetzt fand ich nun bei Tyndall die klar formulierte These dafür, die mich auch Detmers Vorlesung hinterher besser verstehen ließ.

Ich finde im Jenaer Tagebuch unterm 1. Dezember zusammengefaßt, was ich damals an Jähne geschrieben hatte.

Was uns gegeben ist, ist unser Bewußtsein mit seinen Tatsachen. Alles Existierende wird von unserm Bewußtsein umfaßt. Wir nennen es Geist, wir nennen es Gott. Da unser Bewußtsein allumfassend und doch persönlich ist, ist auch unser Gott persönlich und allumfassend. Ein „unpersönli-

²⁷ Orest Danilowitsch Chwolson (1852–1934), russischer Physiker, Arbeiten über Elektrizität, Magnetismus, Optik und Wärmestrahlung. Er bekämpfte den Monismus.

²⁸ Gemeint ist hier wohl das Buch Hegel, Haeckel, Kossuth und das 12. Gebot. Eine kritische Studie von O. D. Chwolson, Prof. zu St. Petersburg, Braunschweig 1906.

²⁹ John Tyndall (1820–1893), irischer Physiker, arbeitete über Diamagnetismus, Sonnenstrahlung, Thermoelektrizität, Polarisation, Absorption von Wärmestrahlung und Wärmeleitung.

³⁰ John Tyndall, *Der Materialismus in England*. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung der British Association in Belfast, 2. Aufl. Berlin 1876, S. 71 (hier heißt es statt „unüberbrückbar“ „unübersteigbar“).

³¹ Johann Gottlieb Fichte (1762–1814), Philosoph.

cher“ Gott ist eine ebenso sinnlose Vorstellung wie ein unpersönlicher Mensch.³²

Mich beeindruckte auch ein Gleichnis aus Wilhelm Bölsches³³ „Naturgeheimnis“³⁴:

Ich besitze die medicäische Venus und zerschlage sie. Da geht kein Körnchen und kein Atom verloren, aber der Haufen Schutt ist etwas anderes, als was vorher da war. Der Unterschied ist: Ich habe die schöne Form weggenommen.³⁵

Unser Bewußtsein birgt Vorstellungen von Formen, von Farben, von Tönen, mit einem Worte: von allem Schönen. Wir unterscheiden aber auch zwischen Gut und Böse. Wie uns die objektive Außenwelt zugänglich ist durch den Verstand, so sind uns ästhetische, ethische, religiöse Welten zugänglich durch Gefühl, durch Willen und Glauben. Wir können oder müssen vielleicht unsre Naturerkenntnis betreiben wie „Atheisten“; aber weltanschaulich kann uns ein Materialismus nie genügen. Die Naturwissenschaft läßt uns in den Gehirnzellen chemische und physikalische Vorgänge von höchster Kompliziertheit erkennen. Aber wie aus Gehirnvorgängen „Bewußtsein“ wird, das erkennen wir wahrscheinlich nie. Denn uns fehlt der Archimedische Punkt, auf dem [sic!] wir uns über uns selbst stellen könnten.

Ist dies nun „Monismus“ oder „Dualismus“? Wir können an die Einheit des Naturgeschehens glauben, gerade wie an die Einheit des Bewußtseins. Beides ist Monismus. Aber vom naturalen „Sein“ zum Bewußt-„Sein“ läßt sich keine Brücke schlagen. Wir konstatieren objektives Geschehen und parallel dazu Bewußtseinsvorgänge. Das Bewußtsein ist nicht „ableitbar“ aus der Kausalität; es tritt parallel zu ihr auf. Wie das zugeht, wissen wir nicht. Der Mathematiker sagt von Parallelen, daß sie sich im „Unendlichen“ schneiden. Im „Endlichen“ müssen wir beim Dualismus des Subjektiven und Objektiven verharren.

So wurde mir damals, als ich neunzehn Jahre alt war, im Prinzip schon klar, daß der Mensch durch sein Bewußtsein, das heißt als Person, die Natur „transzendiert“. Wenn mir auch die Erinnerung an Tyndalls Einfluß auf mich jahrzehntelang nicht mehr gegenwärtig blieb, so war ich doch auf die Erkennt-

³² IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1908/09, Eintragung vom 1. Dezember 1908, S. 22. Dort lautet der Text jedoch: „Was uns gegeben ist, ist unser Bewußtsein mit seinen Tatsachen. Alles Existierende ist in unserm Bewußtsein – natürlich nur für uns. Wir nennen es Geist, wir nennen es Gott. Das Bewußtsein ist persönlich und umfaßt alles. Darum ist auch unser Gott persönlich und allumfassend.“

³³ Wilhelm Bölsche (1861–1939), Schriftsteller, Verfasser vieler populär-naturwissenschaftlicher Schriften, Vorkämpfer der Evolutionstheorie, übte großen Einfluß auf die monistischen Bewegungen seiner Zeit aus.

³⁴ Wilhelm Bölsche, Naturgeheimnis, Jena 1905.

³⁵ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1908/09, Eintragung vom 1. Dezember 1908, S. 22.

nis vorbereitet, daß Naturerkenntnis niemals Gott vorfinden kann. Sie findet ja auch die menschliche Person als Objekt nicht vor; sie weiß nur von sich selbst als Subjekt. Ich kam also damals zum vollen Begriff der „Geschichte“, koordiniert neben dem der „Natur“, noch nicht. Aber ich erkannte das, was für den wirklich berufenen Historiker fundamental ist: Daß er nämlich begreift, daß Geschichtswissenschaft keine Naturwissenschaft ist. Dieses Unterscheidungsvermögen hängt zusammen mit der theologischen Grundeinsicht, daß der Begriff eines „unpersönlichen“ Gottes einen Widerspruch in sich selbst bedeutet; daß er ebenso unmöglich ist wie die Vorstellung eines unpersönlichen Menschen. Es gibt das menschliche personale Subjekt, den Menschen, der „Ich“ sagt und den andern Menschen mit „Du“ anredet. Und es gibt auch den naturalen Menschen, der ein Objekt der Welterkenntnis, ein „Es“ ist. Zwischen beiden besteht Tyndalls „unüberbrückbare Kluft“. Historie, die es unvermeidlich mit Subjekten zu tun hat, ist also keine rein objektive Wissenschaft. Der Begriff der Geschichte steht „dualistisch“ neben dem Begriff der Natur. Mit dieser Erkenntnis, die ich im Herbst 1908 erlangte, war noch nicht die Bekehrung zum Offenbarungsglauben im christlichen Sinne gegeben; aber sie wurde erkenntnistheoretisch möglich. Faktisch entwickelte ich mich zunächst zu einer Phase heidnisch-„germanisch“ getönten Götterglaubens.

Inzwischen war mir am Beginn meines zweiten Semesters von der Sängerschaft auferlegt, meine private Studentenbude in Jena mit einem Zimmer im Paulinerhause Forstweg 24 zu vertauschen. Es gab kein besseres Mittel, um den Fux innerlich in die Verbindung hineinwachsen zu lassen: viel intensiver als im Sommersemester. Im häuslichen Zusammenleben mit andern Couleurbrüdern begründeten sich erst die wirklichen persönlichen Freundschaften. Auf der Weihnachtskneipe³⁶ am 16. Dezember wurde mir und meinen Confüxen das dreifarbige Burschenband³⁷ verliehen. Dem Kollegbesuch bekam freilich das Leben auf dem Hause nicht gut, zumal im Winter bei vereisten Wegen von unserm Berge hinunter in die Stadt. Ich lernte aus Erfahrung kennen, daß der Erfolg des Studiums durch das Verbindungsleben in Frage gestellt werden kann. Von unsern semesterälteren Burschen kamen, wie sich in den nächsten Jahren zeigte, auffallend viele nie zu einem Examen. Mancher kommt mir, wenn ich zurückdenke, vor, als wäre das für ihn schicksalhaft gewesen. Denn nicht wenige fanden im Kriege von 1914 einen frühen Tod, so daß man das Gefühl bekam, für sie wäre ein Examen sowieso überflüssig gewesen. Bei meinem zahlenmäßig starken Jahrgang 1908 – wir waren bei der Burschung ihrer neunzehn – zeigte sich mehr Charakterfestigkeit als bei den Jahrgängen vor uns. Von unsrer Generation an scheiterten im Studium spür-

³⁶ „Kneipe“ ist das regelmäßige Zusammenkommen der Verbindungsstudenten zum Zechen und zum Absingen von Liedern aus dem Kommersbuch.

³⁷ Um die Brust geschlungenes Band mit den Farben der Verbindung. Mit der Verleihung des Burschenbandes, der sogenannten Burschung, wird aus dem Fuchs ein „Aktiver“, also ein Vollmitglied der Verbindung mit vollem Stimmrecht.

bar weniger als von den älteren. Die Sängerschaft zu St. Pauli in Jena wurde während meiner Aktivität konservativer als vorher.

Das zeigte sich sehr deutlich beim sängerschaftlichen „Prinzip“ in meinem dritten Semester. Unsre Tradition stammte aus einer Zeit, wo wir noch keine Farben trugen und der „Akademische Gesangverein“ der Universität waren. Dann wurden wir „Studentischer Gesangverein“, dann „Sängerschaft“, traten in den CC ein und setzten die weiße Mütze auf.³⁸ Wir wurden eine farbentragende Verbindung wie die Corps und Burschenschaften, richteten unser ganzes Auftreten darnach ein und erlangten eine bestimmte Geltung innerhalb des Korporationsstudententums. Wir legten uns „eigene Waffen“ und das Prinzip der „unbedingten Satisfaktion“ zu. Wir behielten aber auch unser älteres „Prinzip“ und bestrebten uns immer noch, auch ein „Gesangverein“ zu bleiben. Selbstverständlich wünschte das die große Mehrheit der „Alten Herren“. Es kamen aber auch Leute auf, die bewußt darauf hinarbeiteten, das sängerschaftliche Prinzip nur noch als äußeres Firmenschild zu gebrauchen und sonst nur „Couleurstudenten“ und anderen Verbänden so ähnlich wie möglich zu werden. Dazu gehörte vor allen Dingen, deren Praxis der „Sportmensuren“³⁹ zu übernehmen. Sie wollten nicht weniger „schneidig“ sein als die Burschenschaften und Corps. Da tauchte nun im Sommersemester 1909 die Frage auf, ob wir wieder einmal, wie früher, ein „öffentliches Konzert“ geben wollten. Gerade das öffentliche Singen aber mußte den „Verbindungsreformern“ unsympathisch sein, weil es ein Hinaustreten aus der Exklusivität des „Couleurstudenten“ bedeutete. Man setzte sich der öffentlichen Kritik damit aus, der Gefahr, die angebetete Couleur zu „blamieren“. „Gesangverein“ und „farbentragende Verbindung“ schienen schlecht zueinander zu passen. Die Gegner des Konzerts hüteten sich dabei, das Prinzipielle allzu deutlich auszusprechen. Sie begründeten ihre Ablehnung lieber mit praktischen Erwägungen.

Am 17. Juni 1909 trat ein G.B.C. (General-Burschen-Convent) zusammen, um über die Veranstaltung eines Konzerts zum Semesterende zu beschließen. Es war das Verdienst von Eckert, daß das Prinzipielle klar herausgestellt wurde. Er verlangte das Bekenntnis zur eigenen selbständigen Tradition:

Es kommt auf die Probe an, ob wir noch fähig und willens sind, einmal das alte Sangesprinzip vor das couleurstudentische zu stellen, ob wir noch den Mut haben, uns zur alten Tradition zu bekennen und uns öffentlich als ein Verein von Sängern zu dokumentieren. Es kommt auf den Versuch an zu zeigen, daß wir das alte sängerschaftliche und das neue couleurstudentische Prinzip zu vereinigen vermögen.⁴⁰

³⁸ Zur Geschichte der Sängerschaften vgl. Quillfeldt, Handbuch, S.23–46.

³⁹ Unter den Begriff der „Sportmensur“ fallen Duelle ohne vorausgehende Beleidigung.

⁴⁰ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1908/09, Eintragung vom 18. Juni 1909, S.29.

Mir und vielen anderen sprach Eckert damit aus dem Herzen. Es stellte sich heraus, daß die aktiven Burschen meines Jahrgangs überwiegend den verlangten „Mut“ bekundeten, während die Mehrzahl der anwesenden Inaktiven die Anpassung an das Klischee der übrigen farbentragenden Verbände befürwortete. Mit 18 gegen 12 Stimmen wurde die Veranstaltung des Konzerts beschlossen. Es kam dann zwar am Ende des Semesters nicht zur Ausführung des Beschlusses, aber nur weil der Universitätsmusikdirektor Stein aus persönlichen Gründen verhindert war zu dirigieren. An dem grundsätzlichen Beschluß konnte trotz der großen Enttäuschung der Unterlegenen, die nicht verhehlt wurde, nichts geändert werden. Der Paulus Jenensis zeigte sich imstande, am alten Prinzip festzuhalten gegen den Willen derer, die sich daran gewöhnt hatten, sich für die „fortschrittlichen“ Repräsentanten der Verbindung zu halten. Die Sängerschaft lehnte den vermeintlichen Fortschritt ab; gerade die jüngeren Aktiven bekannten sich zur alten Tradition.

Von diesem Tage an wußte ich endgültig, daß ich am richtigen Platze stand, daß ich mit Fug und Recht die weiße Mütze aufgesetzt hatte. Ich siedelte im vierten Semester nach Leipzig über, erwarb auch das Band unsrer dortigen Kartellsängerschaft und wurde innerhalb des Leipziger Paulus der erklärte Sprecher meiner Jenenser Verbindungsbrüder. Ein Jahr später bekam ich einen Brief des Jenaer Erstchargierten Langlotz vom 28. Juni 1910, in dem ich förmlich beauftragt wurde, unsern Standpunkt gegen die „Fechtpartei“ in Leipzig zu vertreten. Das habe ich jahrelang mit Erfolg getan. In einer gedruckten Satzung vom Jahre 1912 legte sich der gesamte RKV auf die „Verwerfung“ aller Sportmessen fest. Die Fechtmode unter den Studenten war eine Auswirkung der preußischen Reserveoffiziersgesinnung, also eine Mode, die ich konsequent zu bekämpfen hatte. Diesen Geist zu bekämpfen, war ich ja von jeher entschlossen gewesen. Drum wußte ich, wo ich als Pauliner zu stehen hatte.

[. . .]⁴¹

Ich hätte in Jena bleiben und der Schüler von Hans Lietzmann⁴² werden können, denn die Kirchengeschichte interessierte mich sehr. Lietzmann war Alter Herr des Jenenser Paulus; er hätte mich sicher sehr gern gefördert. Aber ich war zu weit von christlichem Bekenntnis entfernt; ich konnte mich unmöglich der Theologischen Fakultät zuwenden oder gar auf ein künftiges Pfarramt vorbereiten. Ich mußte Historiker in der Philosophischen Fakultät bleiben. So war ich, noch ehe ich Jena verließ, entschlossen, in Leipzig ein Schüler Lamprechts⁴³ zu werden. Die Belege für die Vorlesungen, die ich in Jena gehört,

⁴¹ Auslassung: 15 Seiten. Ausführungen über die Stellung des Königs in Preußen im 19. Jahrhundert, über die problematische Stellung des Kaisers in der Reichsverfassung und über die Gefährdung des Reiches in Europa vor dem Ersten Weltkrieg. Besprechung historischer Fachliteratur.

⁴² Hans Lietzmann (1875–1942), 1908–1924 Professor für Kirchengeschichte in Jena.

⁴³ Karl Lamprecht (1856–1915), 1891–1915 Professor für Geschichte in Leipzig. Dort gründete er 1906 das „Seminar für Landesgeschichte und Siedlungskunde“, 1909 folgte das „Königliche Institut für Kultur- und Universalgeschichte“.

und die Seminarübungen, die ich mitgemacht habe, sind noch in meinem Besitz. Daraus ersehe ich, daß ich überwiegend Alte Geschichte bei Professor Judeich⁴⁴ studiert habe. Dazu germanische Philologie, weniger Literaturgeschichte, und Philosophie bei Eucken.⁴⁵ Daß im ersten Semester die Naturphilosophie von Detmer für mich die meiste Bedeutung gewann, habe ich schon gesagt. Im zweiten und dritten Semester stand Germanistisches im Vordergrund: Albert Leitzmann⁴⁶ und besonders die „Gotische Grammatik“ und die „Germanische Satzlehre“ bei Berthold Delbrück⁴⁷, die noch ergänzt wurden durch ein Kolleg über die Indogermanen bei Schrader. Das Wissen über indogermanische Verwandtschaftsnamen wurde am meisten in Leipzig für mich noch fruchtbar. Das waren Vorlesungen, von denen ich nicht gern eine Stunde versäumte, was bei den andern Kollegien wegen Verpflichtungen im Verbindungsleben öfters unvermeidlich war. Ich betätigte mich in den drei Semestern gerne als Pauliner, war aber immerhin doch auch wirklich „Student“.

Daheim in Dresden seit Anfang August 1909 stürzte ich mich in politische Lektüre. Ich las gern in den „Sozialistischen Monatsheften“⁴⁸ und studierte Sombarts⁴⁹ „Sozialismus und Soziale Bewegung im 19. Jahrhundert“⁵⁰, wurde aber kein Marxist. Ich hielt das Menschenbild des Sozialismus für falsch, weil es die darin vorausgesetzte Gleichheit der Menschen nicht gibt. „Den Arbeitern wird nicht der Sozialismus die Emanzipation bringen“, lese ich in meinem Tagebuch, „sondern die Vermehrung und bessere Verteilung des Nationalvermögens, die soziale Fürsorge und die Fortschritte der Organisation und der Technik.“ Außer der Gleichheitsvorstellung sind falsch auch

die materialistische Geschichtsauffassung, die Theorie von der fortschreitenden Konzentration aller Produktionsmittel in den Händen weniger und der fortschreitenden Proletarisierung der Massen, samt der nachfolgenden notwendigen Expropriation der Expropriateure, endlich auch die Lehre, daß soziale Klassen immer auf Kriegsfuß miteinander leben müßten.⁵¹

Zeitlich und örtlich begrenzten Klassenkampf kann es aber geben, und ich glaubte, daß es ihn im Bismarck-Reiche gab. Ich war sehr „national“, aber frei-

⁴⁴ Walther Judeich (1859–1942), 1907–1931 Professor für Alte Geschichte in Jena.

⁴⁵ Rudolf Eucken (1846–1926), 1874–1920 Professor für Philosophie in Jena, 1908 Nobelpreis für Literatur.

⁴⁶ Albert Leitzmann (1867–1950), Professor für Germanistische Philologie in Jena.

⁴⁷ Berthold Delbrück (1842–1922), 1870 Professor für Deutsche Philologie in Jena.

⁴⁸ „Sozialistische Monatshefte. Internationale Revue des Sozialismus.“ Erschienen 1897–1933, hrsg. von Josef Bloch.

⁴⁹ Werner Sombart (1863–1941), Volkswirtschaftler und Soziologe. Er untersuchte den Kapitalismus und den Sozialismus, dem er bis 1924 als sogenannter Kathedersozialist anhing. Danach wurde er zum entschiedenen Gegner des Marxismus. Vgl. Friedrich Lenger, Werner Sombart 1863–1941. Eine Biographie, München 1994.

⁵⁰ Werner Sombart, Sozialismus und Soziale Bewegung im 19. Jahrhundert, Jena 1896.

⁵¹ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1908/09, Eintragung vom 26. August 1909, S. 40.

heitlich gesinnt; allen Antisemitismus lehnte ich ab. Einiges Interesse hatte ich an der Richtung Friedrich Naumanns⁵², hielt mich aber an den linken Flügel der Nationalliberalen überwiegend aus dem praktisch-politischen Beweggrund, daß nur durch sie eine einflußreiche Opposition im Sächsischen Landtag zustandekommen könnte. Im Herbst 1909 fanden die Landtagswahlen nach dem neuen allgemeinen Wahlrecht mit Pluralstimmen statt, mit dem ich halbwegs einverstanden war. An den Wahlergebnissen war ich sehr interessiert.⁵³

Den weltanschaulichen Standort, den ich seit etwa einem Jahre gewonnen hatte, kennzeichne ich am besten durch Zitate aus dem Tagebuch vom 1. Januar 1910. Am kausal-mechanischen Charakter des äußeren raumzeitlichen Weltgeschehens hielt ich fest; aber ich glaubte nicht mehr, daß die Welt der Notwendigkeit das Ganze sei.

Wir wissen ja nur, was sich in unserm Bewußtsein spiegelt. Das ist das Große, daß wir den notwendigen Lauf der Welt erleben. Man denke sich das Bewußtsein des Menschen fort: dann wird dadurch an der Welt nichts geändert. Also gehört das Bewußtsein in den Mechanismus des Notwendigen gar nicht hinein. Es steht neben der Welt, die es erlebt, aber auch beurteilt, nachschafft und umfaßt. Wohl ist das Gehirn, das Werkzeug des Bewußtseins, abhängig von der Welt. Es kann zerstört werden, und dann kann das Bewußtsein nicht mehr in der Welt wirken. Aber wo ist es selbst? So gewiß wir sagten, in der äußeren Welt könne es Unsterblichkeit nicht geben – das Bewußtsein, die Seele, die Person muß doch wohl unsterblich sein, denn sie ist nicht von dieser Welt. Die Person hat die Freiheit zu urteilen, ob das Notwendige, das sie nicht ändern kann, gut oder böse ist. Sie vermag die Welt auch nach- und umzuschaffen: im Spiel der Phantasie und in der ordnenden Tat.⁵⁴

Von „Gott“ sagte ich jetzt, er sei wohl die Einheit von Persönlichem und Unpersönlichem, von Bewußtsein und gegenständlichem Dasein. Man könne ihn nicht „erkennen“ und eigentlich wohl auch nicht „glauben“, weil er überhaupt

⁵² Friedrich Naumann (1860–1919), Studium der evangelischen Theologie, Anschluß an Adolf Stoeckers christlich-soziale Bewegung, 1896 Bruch mit Stoecker und Gründung des Nationalsozialen Vereins, der nationales und soziales Gedankengut zu verbinden suchte. Nach der Auflösung des Vereins 1903 wurde Naumann Mitglied der Freisinnigen Vereinigung und 1910 der Fortschrittlichen Volkspartei; 1918 Mitbegründer der Deutschen Demokratischen Partei.

⁵³ Dazu die kleine (unveröffentlichte) Abhandlung von Karl Buchheim mit dem Titel „Die Bilanz der sächsischen Landtagswahlen vom Oktober 1909“. Das Pluralwahlrecht löste das bis dahin in Sachsen geltende Dreiklassenwahlrecht ab. Es sah in Sachsen bis zu drei zusätzliche Stimmen für Wähler mit höherem Einkommen, gehobener Bildung und einem Alter von über 50 Jahren vor. Die SPD konnte ihren Anteil an Stimmen auf Kosten der bürgerlich-konservativen Parteien zwar erhöhen, aber aufgrund des Wahlrechts erhielt sie bei einem Anteil von 53,8 % der abgegebenen Stimmen nur 25 Sitze von 91, während beispielsweise den Nationalliberalen bei 19,7 % der Stimmen 28 Sitze zufließen.

⁵⁴ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1910–13, Eintragung vom 1. Januar 1910, S. 2.

nicht in unsre Begriffe paßt. Man könne ihn nur „suchen“. Aber in der Praxis sind Kulthandlungen und -vorstellungen nicht sinnlos. Religion gehört zu den höchsten Kulturgütern. Darum sollte sie für Menschen, die einer gemeinsamen Kultur angehören, zu einheitlichem Ausdruck gelangen. Ich wollte die Religion als eine nationale Aufgabe verstehen. Die Germanen besaßen einst, im heimischen Boden wurzelnd, ihre germanische Naturreligion. Ich meinte eine Zeitlang, es müsse möglich sein, zu ihr zurückzukehren. Daß sie polytheistisch war, braucht den philosophischen Geist nicht zu stören. Es handelt sich ja nicht um die Schaffung eines Dogmas, sondern nur um die eines nationalen Kultus oder religiösen Vorstellungskreises. Unsre Religion müßte nur bodenständig sein, dann könnte sie ruhig auch polytheistisch sein. Meinetwegen könnte das Christentum auch „vernichtet“ werden.

Ob unser Volk noch die Kraft hat, sich eine große Zukunft zu erstreiten, ist sehr unsicher. Vielleicht geht es auch einem großen Verfall entgegen.⁵⁵

Ich erinnere mich, daß ich mit meinem Couleurbruder Paul Wiener (aus Görnitz), mit dem ich zusammen in der Karolinenstraße in Leipzig wohnte, im Wintersemester 1909/10 Gespräche führte, in denen ich einer Rückkehr zur germanischen Naturreligion das Wort führte. Es kann eine Nachwirkung der Jenaer Vorlesung über „Deutsche Mythologie“ bei Leitzmann gewesen sein. Im Sommer 1910 war ich mit Wiener nicht mehr zusammen, denn er war zur Universität Breslau gegangen. Ich aber las im Mai den Roman „Quo vadis?“⁵⁶ des polnischen Dichter Sienkiewicz⁵⁷, der mir einen lebhaften Eindruck von der römischen Frühkirche der neronischen Zeit machte. Die Richtung auf das Christentum wurde einige Monate später gefördert durch Heinrich Heines⁵⁸ kluge Abhandlung „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“.⁵⁹ Das Ergebnis für mich war, daß eigentlich „der Katholizismus dem Wesen des deutschen Volkes viel besser angepaßt geblieben sei als die protestantische Orthodoxie“.⁶⁰ Das muß ich, aus späten Lebensjahren heute zurückschauend, doch bedeutsam finden, daß ich auf dem Umweg über einen gewissen völkischen, aber nicht antisemitischen Kollektivismus die katholische Kirche eigentlich volksmäßiger und bodenständiger zu finden begann als den Protestantismus, in dem ich aufgewachsen war.

⁵⁵ Ebd., S. 3.

⁵⁶ Henryk Sienkiewicz, Quo vadis? Erschienen in polnischer Sprache Krakau 1895/96, die erste deutsche Übersetzung kam 1899 heraus. 1905 erhielt Sienkiewicz für dieses Werk den Nobelpreis für Literatur.

⁵⁷ Henryk Sienkiewicz (1845–1916).

⁵⁸ Heinrich Heine (1797–1856), Dichter.

⁵⁹ Heinrich Heine, Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, zuerst erschienen in der „Revue des deux mondes“, Paris 1834. Neuausgabe in: Gesammelte Werke, Bd. 5, Berlin 1951.

⁶⁰ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1910–13, Eintragung vom 29. August 1910, S. 14.

Ich studierte wie erst in Jena so auch in Leipzig zunächst weitere drei Semester. Im ersten dieser drei mußte ich laut Satzung des RKV bei den Leipziger Kartellbrüdern noch einmal aktiv werden. Ich hätte später auf dieses „zweite Band“ wieder verzichten und mich nur in Jena inaktivieren lassen können. Daß ich das auch in Leipzig tat, lag am Prinzipienstreit über die Sportmensusur. Ich wurde von meiner Jenenser Mutterkorporation geradezu beauftragt, unsern Standpunkt der Bekämpfung aller Sportmensuren im Leipziger Paulus zu vertreten. Darum empfand ich es als eine Pflicht, das zweite Band zu behalten, obwohl ich mich nie so ganz in die Leipziger Verbindung einlebte. Ich blieb im Innersten allein Jenenser Pauliner, und ich konnte auch nicht verhindern, daß mir manche in Leipzig dies mehr oder weniger anmerkten.

Ich wurde im Leipziger Paulus nach meiner Inaktivierung (Sommer 1910) zum „Konventsredner“ und wurde als solcher der „Fechtpartei“ unbequem. Mein Vorteil dabei war, daß ich doch auch die Mehrheit der Leipziger Pauliner auf meiner Seite hatte, wenn ich auch gelegentlich den Spottvers meiner Gegner anhören mußte:

In Jena es Pauliner gibt,
als Gastgeschenk sind sie beliebt.

Wichtiger als aller Korporationsbetrieb aber wurde in den Leipziger Semestern natürlich die wissenschaftliche Arbeit. Ich besitze heute noch aus meinem vierten Semester das vollständig ausgearbeitete Hauptkolleg von Professor Gerhard Seeliger⁶¹ „Deutsche Sozial- und Verfassungsgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts“. Das Manuskript wurde in den Semesterferien im März 1910 abgeschlossen. Seeliger war mit seinem neuhistorischen Kollegen Brandenburg⁶² zusammen Direktor des Historischen Instituts im „Bornerianum“. Ich nahm von da an teil an so manchen Proseminar- und Seminarveranstaltungen dieses Instituts. Ebenso trat ich ins Germanistische Institut ein, wobei mir immer die Germanische Philologie (Alt- und Mittelhochdeutsch) des Professors Eduard Sievers⁶³ die wichtigste Disziplin blieb. Die Literaturgeschichte blieb dahinter zurück. Professor Albert Köster⁶⁴ war mir weniger sympathisch. Manchmal stimmte ich vorlauten Kritikern zu, die die Literaturgeschichte als „Quasselfach“ bezeichneten. Die Alte Geschichte, die ich in Jena bevorzugt hatte, betrieb ich weiter und nahm am Seminar von Professor Ulrich Wilcken⁶⁵ teil.

⁶¹ Gerhard Seeliger (1860–1921), 1895 Professor für Geschichte in Leipzig.

⁶² Erich Brandenburg (1868–1946), seit 1899 Professor für Neuere Geschichte in Leipzig.

⁶³ Eduard Sievers (1850–1932), 1892–1922 Professor für Deutsche Sprache und Literatur in Leipzig.

⁶⁴ Albert Köster (1862–1924), seit 1899 Professor für Neue Deutsche Sprache und Literatur in Leipzig.

⁶⁵ Ulrich Wilcken (1862–1944), 1906–1912 Professor für Alte Geschichte in Leipzig.

Meine eigentliche geistige Heimat aber wurde das sehr bedeutende, modern eingerichtete Institut für Kultur- und Universalgeschichte von Karl Lamprecht. Zwischen Lamprecht und den Historikern des Bonnerianums bestanden starke Spannungen; die Schulen der „Neurankianer“ und „Lamprechtianer“ befehdeten einander.⁶⁶ Ich fühlte mich ganz als Lamprechtianer. Im „Gottschedhaus“ an der Universitätsstraße verschaffte ich mir einen festen Arbeitsplatz. In ihm hielt ich mich täglich auf, benutzte die Bücher der sehr vielseitigen Institutsbibliothek und wurde bald von der Institutsverwaltung zur angestammten Hausgarde gezählt. Lamprechts und auch andere Vorlesungen wurden dabei zur Nebensache; die Teilnahme an den Übungen im Institut rückte in den Mittelpunkt des Studiums. Ein Bekenntnis zu Lamprechts spezifischen historischen Entwicklungstheorien wurde nicht verlangt. Man las natürlich seine umfassenden „Deutsche Geschichte“⁶⁷ und besonders auch sein dreibändiges Werk „Zur jüngsten Deutschen Vergangenheit“⁶⁸ und lernte, die „Geschichte“ als ein universales Geschehen, dem der organischen „Natur“ etwa nebengeordnet, zu verstehen. Das war mir sehr wesentlich, denn ich hatte ja früher in Haeckelscher Weise absolut alles Geschehen als „Natur“ betrachten wollen. Lamprecht wollte auch im geschichtlichen Geschehen gewisse Gesetzmäßigkeiten oder wenigstens Regelmäßigkeiten entdecken und trieb deswegen „vergleichende Historie“ zwischen Deutschland und Japan, Europa und Ostasien. Darin bin ich ihm auf die Dauer nicht gefolgt. Gesetzmäßigkeiten der „Entwicklung“ gibt es zwar, aber nicht der „Geschichte“. Aus evolutiven Vorgängen entstehen gewisse allgemeine Situationen des Zeitgeistes bestimmter Epochen; aber das eigentlich Geschichtliche „transzendiert“ die Entwicklungen, weil der personale Mensch ein Subjektwesen und nicht bloß ein objektives Ding in der Welt der Gegenstände ist. Lamprecht suchte die geschichtswissenschaftlichen Methoden an die naturwissenschaftlichen anzunähern und ging darin zu weit. Daß es aber in jeder geschichtlichen Situation ein „Sozialpsychisches Diapason“, also einen objektivierten Zeitgeist gibt, der den personalen Menschen nicht unberührt läßt, das glaube ich heute noch. Man braucht nicht auf Lamprechts regelhaft sich entwickelnde Kulturzeitalter zu schwören und kann ihm doch dankbar bleiben für die Anleitung zur Erkenntnis der Universalität der Geschichte. Er

⁶⁶ Mit den Auseinandersetzungen zwischen „Neurankianern“ und „Lamprechtianern“ ist der sogenannte „Methodenstreit“ gegen Ende des 19. Jahrhunderts gemeint: Die noch ganz in der Tradition Leopold von Ranke (1795–1886) arbeitenden Historiker lehnten die sozialgeschichtlich orientierte und in ihrem Ansatz eigentlich materialistische Geschichtsschreibung Lamprechts rigoros ab. Vgl. Gerhard Oestreich, Die Fachhistorie und die Anfänge der sozialgeschichtlichen Forschung in Deutschland, in: HZ 208 (1969), S. 320–363.

⁶⁷ Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte, 12 Teile in 16 Bänden, dazu Ergänzungsbände I u. II; Teile 1–5, Berlin 1891–1895, Teile 6–12, Freiburg i.Br. 1903–1909.

⁶⁸ Karl Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, 3 Bde., Bd. 1, Berlin 1902, Bde. 2.1 u. 2.2, Freiburg i.Br. 1903/1904 (= Ergänzungsbände I und II von Lamprecht, Deutsche Geschichte (vgl. vorhergehende Anm.)).

war bevorzugt mein akademischer Lehrer, ähnlich wie einst Edmund Ulbricht in Dresden mein gymnasialer. Das Kulturhistorische Institut in Leipzig wurde für mich wissenschaftliche Heimat, in die ich mich 1934 wieder zurückziehen konnte, als ich mein Lehramt am Freiburger Gymnasium aufgeben mußte, um nicht ein Diener der nationalsozialistischen Geschichtsklitterung zu werden.

Gleich im Winter 1909/10 nahm ich im Lamprechtschen Institut an einer Übung über die *Lex Salica*⁶⁹ teil, in der ich Gelegenheit hatte zu vertreten, was ich von meinen Jenaer Indogermanisten (Delbrück, Schrader) gelernt hatte. Es ging um Mutterrecht und Vaterrecht, und ich konnte dem Professor vorhalten, was die indogermanischen Verwandtschaftsnamen für die Familienverfassung bezeugen. Daß ich dabei gut abschnitt, hat mir die Bekanntschaft mit Herbert Schöffler verschafft, der Teilnehmer war. Zu Anfang des Wintersemesters 1910/11 war ich in meinen Studien so weit, daß ich den Entschluß faßte, mir ein bestimmtes Ziel zu setzen, also auf die Erlangung der philosophischen Doktorwürde hinzuarbeiten. Ich ging in Lamprechts Sprechstunde und trug ihm meinen Wunsch vor. Er bot mir ein sehr allgemeines Thema zur Geschichte des vormärzlichen Liberalismus an: so allgemein, daß man mir später ironisch sagte, daran könnte ich bis in mein siebzigstes Lebensjahr sitzen. Wertvoll aber war, daß mich Lamprecht auf den rheinischen Liberalismus hinwies und mir nahelegte, selbst ins Rheinland zu gehen und mich dort umzusehen. Ich sollte doch mindestens ein Semester in Bonn studieren; er wolle mir behilflich sein, dort passende Lehrer zu finden. Vorerst solle ich die vor wenigen Jahren erschienene wissenschaftliche Biographie des liberalen rheinischen Wirtschaftsführers Mevissen⁷⁰ studieren, deren Verfasser der Kölner Archivdirektor Hansen⁷¹ war.⁷² Für die Universität wolle er mich seinem Schüler, dem Privatdozenten Hashagen⁷³ empfehlen. Diesem Rate bin ich gefolgt, und im Laufe von drei Jahren habe ich das Ziel, den Erwerb des Dokortitels, erreicht. In den Plan, mein Leipziger Studium zu unterbrechen und ein Semester nach Bonn zu gehen, willigte meine Mutter ein.

Mein rheinisches Sommersemester von 1911 hat für meine menschliche und wissenschaftliche Reifung die größte Bedeutung gehabt. Für die menschliche wurde der Briefwechsel wichtig, den ich von Bonn aus mit Hans Böhme führen konnte. Ihn lernte ich im Sommer 1910 als Fux im Jenenser Paulus ken-

⁶⁹ Älteste und bedeutendste Aufzeichnung westgermanischen Rechts. Sie liegt in verschiedenen Textformen aus mehreren Jahrhunderten vor. Die älteste Handschrift datiert zwischen 507 und 511.

⁷⁰ Gustav von Mevissen (1815–1899), Großkaufmann und Politiker, Gründer des Schaafhausenschen Bankvereins (1848).

⁷¹ Joseph Hansen (1862–1943), 1891–1926 Direktor des Historischen Archivs und des Historischen Museums Köln.

⁷² Joseph Hansen, Gustav von Mevissen. Ein rheinisches Lebensbild 1815–1899, 2 Bde., Berlin 1906.

⁷³ Justus Hashagen (1877–1961), 1906–1920 Privatdozent in Bonn, 1920 Professor für Geschichte in Köln, 1926 in Hamburg.

nen. Beim CC-Fest in Weimar begegneten wir uns zum ersten Male; er stellte mich dort seinen Eltern vor, die das Fest auch mitmachten: meinen künftigen Schwiegereltern. Von seiner kleinen Schwester war allerdings in Weimar noch nicht die Rede. Hans Böhme war mir durch Erzählungen meiner Consemester Hans Wilde und Paul Wiener interessant geworden, die ihn als Keilfux⁷⁴ zum Eintritt in die Sängerschaft bewogen hatten. Vater Böhme, Großkaufmann in Aue, war einer unsrer Alten Herren. Es war sein Wunsch, seinen Sohn in der weißen Mütze zu sehen; aber ohne die Werbung von ernsthaftem Studium beflissener Leute, wie es Wiener und Wilde waren, hätte er sie vielleicht nicht aufgesetzt. Sie müssen Böhme gegenüber von mir gesprochen haben, denn wir waren beide, er und ich, in Weimar gleich darauf aus, in persönliches Gespräch zu kommen. Auf seine Eltern muß ich damals einen günstigen Eindruck gemacht haben. Die Korrespondenz zwischen Hans und mir begann im Wintersemester, als er in Jena, ich in Leipzig war. Intensiv wurde sie, als er mir Ende Januar 1911 einen Kondolenzbrief schrieb. Mein Schulkamerad Rudolf Leiterd, der Leipziger Pauliner geworden war, starb damals an einer Blinddarmentzündung. Er gehörte zu den persönlichen Freunden, die ich in der Klasse gehabt hatte. Nun war er der erste Tote von unsrer Abiturientenkorona. Sein Schicksal ging mir außerordentlich nahe. Darüber sprach ich mich brieflich zu Hans Böhme aus. Er studierte Theologie, und ich befand mich in der Entwicklung von früheren monistischen und polytheistischen Ideen zum Christentum hin. So suchte ich seine Freundschaft und ließ ihn sogar etwas zuviel von meiner Zuneigung merken, so daß dem zwei Jahre Jüngeren anscheinend ein wenig Angst wurde. Ich mußte etwas nüchterner schreiben; nichtsdestoweniger wurde er der Freund, zu dem ich von dem inneren Schwunge reden konnte, in den mich meine rheinischen Erlebnisse versetzten. Er hat meine Briefe aus den Jahren 1911 und 1912 aufgehoben, so daß sie später, da ich seine Schwester heiratete, wieder an mich zurückgelangen konnten.

Die Reise nach Bonn unterbrach ich in Jena, um hier im Paulus die „Keilzeit“ mitzumachen. Ich warb also eifrig und mit Erfolg für die neue Sommerfuxkorona und wurde stark in Versuchung geführt, in Jena zu bleiben und Fuxmajor zu werden. Offenbar bewährte sich mein pädagogisches Talent. Aber die Vernunft mußte siegen; ich wußte, daß ich in Bonn bereits erwartet wurde: Lamprecht hatte mich bei Hashagen und auch bei Hansen in Köln angemeldet. Was mich sonst an neuen Freundschaften und Erlebnissen dort erwartete, wußte ich noch nicht.⁷⁵

So erschien ich im April 1911 in Bonn. Ich fand eine Studentenbude auf dem Bonner Talweg, und einer meiner ersten Besuche galt dem Privatdozenten Justus Hashagen, der in der Poppelsdorfer Allee wohnte. Er erwartete mich schon; Lamprecht hatte mich bei ihm angekündigt. Er nahm mich in sein Pro-

⁷⁴ „Keilen“ meint in der Verbindungssprache das Werben von Füchsen.

⁷⁵ Folgende Absätze sind ein Inserat aus Teil III, S. 54–58, des Manuskripts der Erinnerungen.

seminar auf, und ich schrieb eine Seminararbeit über David Hansemanns⁷⁶ Buch „Preußen und Frankreich“, 1833.⁷⁷ Hashagen selbst war der Verfasser des Buches „Das Rheinland und die französische Herrschaft“ (Bonn 1908)⁷⁸; für meine eigenen Studien unentbehrlich. Denn in der Franzosenzeit wurden die Fundamente zu dem politischen Gebilde gelegt, das 1815 als „Rheinprovinz“ zu Preußen kam. Nun mußte ich alles lesen, was über Benzenberg⁷⁹ und Hanseemann, Ludolf Camphausen⁸⁰, Hermann von Beckerath⁸¹, Gustav Mevissen – dieser der persönliche Gönner Lamprechts, der ihm die Laufbahn des Universitätsprofessors ermöglicht hat – geschrieben worden ist.

Vor allem saß ich an den meisten Tagen dieses Sommersemesters in der Bonner Universitätsbibliothek über den Folianten der vormärzlichen „Kölnischen Zeitung“⁸², deren Richtung und journalistische Arbeit darzustellen ich mir vornahm. Ich wollte mich aber von vornherein davor hüten, nur eine spezialistische Zeitungsgeschichte zu schreiben. Mich interessierten die politischen Theorien der Aufklärung und Romantik, auch des Sozialismus und der kirchlichen Gesinnung. So begann ich in Bonn die einschlägige Literatur zu studieren, und zwar nicht nur die deutsche, sondern auch die französische, also zum Beispiel Rousseau⁸³ und Benjamin Constant⁸⁴, Kant, Fichte und Hegel⁸⁵, Saint-Simon⁸⁶, Heinrich Heine und Marx. Ich verschaffte mir auch Zutritt zum Kölner Stadtarchiv, um an die Lokalgeschichte heranzukommen, und selbstverständlich vor allem zum Archiv der „Kölnischen Zeitung“ und ihres Verlags. Als Titel des Buches, das ich zu schreiben gedachte, kristallisierte

⁷⁶ David Hanseemann (1790–1864), preußischer Staatsmann und Wirtschaftsführer.

⁷⁷ David Hanseemann, Preußen und Frankreich. Staatswirtschaftlich und politisch, unter vorzüglicher Berücksichtigung der Rheinprovinz, Leipzig 1833.

⁷⁸ Justus Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft. Beiträge zur Charakteristik ihres Gegensatzes, Bonn 1908.

⁷⁹ Johann Friedrich Benzenberg (1777–1846), Physiker und Verfasser liberaler Schriften.

⁸⁰ Ludolf Camphausen (1803–1890), preußischer Politiker, einer der führenden rheinischen Liberalen.

⁸¹ Hermann von Beckerath (1801–1870), Bankier, Vertreter des gemäßigten Liberalismus.

⁸² Seit 1802 von der Kölner Firma Schauberg (ab 1805 M. DuMont Schauberg) zunächst als kommerzielles Unternehmen herausgegeben, erst ab 1845 mit einer ausgesprochen liberalen und nationalen politischen Ausrichtung, im Kaiserreich Aufstieg zu einer der führenden und stets gut informierten Zeitungen, nach dem Ersten Weltkrieg Fortsetzung der nationalliberalen Tradition, Anerkennung der Republik und Unterstützung der Verständigungspolitik Stresemanns, 1945 Einstellung des Erscheinens aus wirtschaftlichen Erwägungen.

⁸³ Jean-Jacques Rousseau (1712–1778), Verfasser bedeutender staatstheoretischer und pädagogischer Schriften.

⁸⁴ Benjamin Constant de Rebecque (1767–1830), französischer Schriftsteller und Politiker.

⁸⁵ Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831), Philosoph.

⁸⁶ Claude-Henri de Rouvroy Graf von Saint-Simon (1760–1825), französischer Sozialtheoretiker.

sich heraus: „Die Stellung der Kölnischen Zeitung im vormärzlichen rheinischen Liberalismus“. Bereits im Bonner Sommersemester ging mir als Grundkenntnis auf, „der Überschätzung des rationalistischen Einflusses im vormärzlichen deutschen Liberalismus entgegenzutreten und den Zusammenhängen von Liberalismus und Romantik nachzugehen“. So habe ich es zwei Jahre später in dem Buche, das wirklich zustande kam, auf S. 44 ausgedrückt.⁸⁷

Um meines starken religions- und geistesgeschichtlichen Interesses willen war ich damals auf die Berliner „Tägliche Rundschau“⁸⁸ abonniert, die solchen Bedürfnissen mehr als andere Zeitungen Nahrung bot. Ich billigte auch die ausgeprägte antiultramontane Richtung dieses Blattes. Hashagen bemerkte einmal in einem Gespräch mit mir, daß ich diese Zeitung im katholischen Bonn kaum irgendwo vorfinden würde, wenn ich sie nicht selber hielte. Ich hatte sie schon vorher in Leipzig bezogen. Gerade weil ich die „Tägliche Rundschau“ las, brachte ich dem politischen Katholizismus weit mehr Interesse entgegen, als mir durch meine Herkunft aus Sachsen und meine Studien über den Liberalismus nahegelegt war. Ich lernte die Rheinprovinz kennen, nicht nur als eine Wiege des Liberalismus, sondern auch der Zentrumspartei. Daß ich in Bonn auf diese aufmerksam wurde, war ein großer Gewinn sowohl für mein Verständnis der Geschichte der „Kölnischen Zeitung“ wie auch der zeitgenössischen deutschen Parteipolitik. Als Lamprecht 1913 für meine Doktordissertation einen Druckkostenzuschuß vom Verlag der „Kölnischen Zeitung“ erwirken wollte, rühmte er das „verhältnismäßig so reife politische Urteil des Verfassers“. Diese Reifung ist zweifellos durch mein Studium in Bonn sehr gefördert worden. Der Koreferent der Leipziger Fakultät, die mich promovierte, Professor Brandenburg, war ein Nationalliberaler, den man wohl mit Recht als einen Rationalisten bezeichnen kann. Er war auch kein Freund Lamprechtsscher Geschichtsauffassung; aber meine Darstellung muß ihm bemerkenswert erschienen sein. Ich war auch Mitglied seines Seminars; aber er hätte mich sicherlich kaum persönlich bemerkt, wenn er nicht meine Arbeit mitzubeurteilen gehabt hätte. Er ließ mich zu sich kommen zu einer langen persönlichen

⁸⁷ Die Stellung der Kölnischen Zeitung im vormärzlichen rheinischen Liberalismus, Leipzig 1914.

⁸⁸ Die „Tägliche Rundschau“, 1881 zunächst als unpolitisches Unterhaltungsblatt von den Verlegern Leopold Ullstein und Bernhard Brigl gegründet, wurde schon bald eine Zeitung mit politischer Zielsetzung: Im Kaiserreich Unterstützung der Kolonialpolitik und des deutschen Flottenbaus, feindliche Haltung gegenüber der Sozialdemokratie und dem politischen Katholizismus, betont nationale Ausrichtung und Nähe zum Evangelischen Bund; in der Weimarer Republik zunehmend deutschnationaler, 1922 Übernahme durch den Stinnes-Konzern und Einstellung der Zeitung; 1924 Neugründung als „Neue Tägliche Rundschau“ mit Bindung an die DVP, vor allem an deren Vorsitzenden Gustav Stresemann, der sie gelegentlich zur Verbreitung seiner politischen Anschauungen nutzte. Weiterhin enge Beziehungen zum Evangelischen Bund, dessen Präsident bis 1927 Mitherausgeber war. Von 1927 bis zum Verbot 1933 wechselnde Besitzer, Titel und Jahrgangszählungen und immer wieder finanzielle Probleme.

Unterredung, in der er mir erklärte, er könne meine Ansichten über das Wesen des Liberalismus nicht billigen, wolle mir aber keine Schwierigkeiten machen.

Daß die Rheinprovinz ein besonderer Faktor in der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts wurde, geht darauf zurück, daß sie seit 1794 auf zwanzig Jahre von Deutschland abgetrennt war. Es war preußischer Reichsverrat im Basler Frieden⁸⁹, der diese Abtrennung sanktionierte. Aber es wurde für die deutsche Geschichte auch in positivem Sinne bedeutsam. Und es wurde für mich als Historiker bedeutsam, daß ich gerade der rheinischen Geschichte viel Arbeit gewidmet habe. Das Rheinland kam nach der französischen Zeit zu Preußen und erzeugte durch seinen von Ostelbien so grundverschiedenen Geist ein innerstaatliches westöstliches Gefälle von sehr schicksalsträchtiger Art, auf das ich frühzeitig aufmerksam geworden bin.

Ich traf in Bonn schon bald nach meiner Ankunft auf der Straße meinen Jenaer Bundesbruder Otto Haß, der auch an die rheinische Universität übersiedelt war. Er stammte aus Bremen und war Jurist. So kam ich durch ihn in einen Kreis von Kommilitonen, die auch Juristen und meist geborene Bremer Hanseaten waren. Auch diese Begegnung mit Leuten ganz anderer Herkunft war mir reizvoll und förderlich. Die Hanseaten gaben sich großbürgerlich. Ich fürchtete manchmal, geldlich mit ihnen nicht durchhalten zu können; aber es machte sich. Haß war mir immerhin durch das gleiche Jenaer Burschenband verbunden. Dem sozialen Verhalten nach war mir am ähnlichsten Hans Wysk, ein Gießener Burschenschafter. Die andern waren Freistudenten. Unser „Füxchen“ Heinrich Müller aus Bremen liebte ich sehr. Erst später bemerkte ich, daß er eigentlich recht kalte Augen hatte. Auf Emil Kuhlmann aus Bremen muß ich starken Eindruck gemacht haben, denn er hat später seiner Frau gegenüber von dem herrlichen Studentensommer, den er mit mir erlebt, oft geschwärmt. Er wurde in Bremen Rechtsanwalt, und ich hab' ihn weder vor noch nach dem Weltkrieg wiedergesehen. Als ich nach dem Zweiten Weltkrieg mal zu Vorträgen nach Bremen kam, war er nicht mehr am Leben. Aber seiner Frau war ich offenbar ein Begriff; denn als sie meinen Namen in der Zeitung las, rief sie mich an und wollte gern, daß ich sie besuchte. Aber sie wohnte zu weit außerhalb der Stadt, und so hatten wir nur ein langes Telefongespräch. Müller und Haß waren damals schon lange tot; Müller im Ersten Weltkrieg gefallen. Am wenigsten Kontakt gewann ich mit Paul Heep, Sohn eines preußischen Gymnasialdirektors, weit in Ostelbien.

Wir machten am Rhein viele Wanderfahrten, die größte in den Pfingstferien: zu Fuß quer durch die Eifel nach Aachen, dann mit der Eisenbahn über Herbesthal quer durch Belgien: Löwen, Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge, Ostende. Kuhlmann, Müller und Heep waren dabei. Die Verbindungen, die die Bre-

⁸⁹ Im Sonderfrieden von Basel vom 5. April 1795 überließ Preußen Frankreich das linke Rheinufer und schied aus dem gemeinsam mit Österreich geführten Koalitionskrieg aus. Zwei Jahre später bestätigte Österreich im Frieden von Campo Formio die Annexion.

mer besaßen, reichten aus, daß wir auf einen im Antwerpener Hafen ankern- den Lloydampfer eingeladen und glänzend bewirtet wurden. Von Ostende ging's zurück über Brüssel nach Spa, und von da wieder zu Fuß über Malmédy, St. Vith, Prüm, Daun nach Adenau, wo wir vorher schon mal gewesen waren, um die Hohe Acht zu besteigen. Am Ende des Semesters, im August, machte ich noch eine große Wanderung auf den Rheinhöhenwegen bis zum Niederwalddenkmal, dann hinüber nach Bingen und die Nahe aufwärts bis nach Birkenfeld, der Heimat meines Jenaer Leibfuxen⁹⁰ Erwin Peters. Ich habe mir also einen guten Teil der Rheinlande auch erworben. In späteren Jahren, als ich meiner Arbeiten wegen öfters zu wochenlangen Aufenthalten nach Köln und Bonn kam, konnte ich meine Wandereindrücke noch vervollständigen. Am meisten im Gemüt bewegt war ich aber doch im Sommer 1911, wenn es etwa vom Bonner Venusberg über die Höhen nach Godesberg ging oder ins Siebengebirge und weiter bis Unkel und zur Erpeler Ley. Dort erlebte ich in Gedanken alte deutsche Geschichte aus der großen mittelalterlichen deutschen Kaiserzeit. Ich erlebte also die Rheinlande auch vorzüglich auf romantische Weise.⁹¹

Ich blättere jetzt in den Briefen an Hans Böhme und will einige mitteilenswerte Stellen auswählen. Vom 26. April 1911:

Allmählich werde ich mir der Größe des Glücks bewußt, am Rheine zu leben, den sämtliche Dichter in allen Tönen besungen haben. Grün ist er zwar nicht, aber sonst ein schöner Strom, und seine Landschaften sind in der Tat ganz wunderbar.

Einen Monat später nannte ich mich „verrheinländert“, gedachte aber intensiv der Freunde in Jena und Leipzig. Ich schrieb diesen Brief vom 23. Mai als Gruß zum Geburtstag des Königs von Sachsen⁹², der am 25. bevorstand.

Ich grüße alle anwesenden Freunde aufs herrlichste, wünsche allen recht vielen patriotischen Schwung – außer Kunze-Edgar, wenn er da sein sollte, bei dem könnte es zuviel werden – und eine gute Portion Heimatstolz, wie man ihn hier im „Ausland“ ganz besonders schätzen lernt.

Bald darauf begannen die Pfingstferien, in denen ich mit einigen meiner Bremer Freunde die große Fußwanderung durch die Eifel nach Belgien machte, die ich schon erwähnt habe. Von diesem Erlebnis möchte ich doch hinzufügen, was ich am Fronleichnamstage (15. Juni 1911) an Hans Böhme berichtet habe:

Auf vielen Höhen der Eifel hab' ich gestanden und weit geschaut über dies schöne deutsche Bergland, über seine Vulkangipfel und Kraterseen; durch seine Wälder bin ich gewandert, mit seinen Menschen hab' ich geredet.

⁹⁰ Der Leibfuchs wählt sich einen Leibburschen, der ihn in die Verbindung einführt.

⁹¹ Hier endet das Inserat aus Teil III des Manuskripts.

⁹² Friedrich August III. (1865–1932), König von Sachsen 1904–1918.

Und dann hab' ich im Kaiserdom zu Aachen und in den stolzen großen Rathäusern zu Löwen an der Dyle, zu Brüssel und Antwerpen, zu Gent und Brügge die alte deutsche Geschichte reden hören. Eine stolze Rede von Kaiserermacht und Fürstenglanz, Kirchenprunk und Bürgergröße. Vom Wall von Brügge sah ich über alte Mauern und stille grüne Kanäle auf die fast tote Stadt, die einst vom Handel der halben Erde widerhallte, und sah hinaus ins sonnige grüne flandrische Land. Und endlich sah ich vom Strand von Ostende die Sonne glühend versinken in den Ozean, in dem die hohen Wogen der Flut dunkelgrün und weißschäumend über den Sand rollten. Alles war wunderschön und hat mir die Seele erfüllt mit tausend neuen Bildern zu den vielen, die mir der Rhein schon bot, so daß ich mühsam nur mich zurückfinde auf das enge Gebiet meiner Arbeit, die von Rechts wegen allein meine Seele erfüllen sollte.

Die Arbeit war trotzdem vorangegangen. Bereits am 23. Mai teilte ich mit, daß ich einen offiziellen Bericht nach Leipzig an Lamprecht geschrieben hätte, „der ihn über meinen nunmehrigen Plan – über die vormärzliche ‚Kölnische Zeitung‘ zu arbeiten – und über die Ergebnisse, die ich bisher habe, genau orientiert. Er wird mir hoffentlich bald antworten“.

Mit größtem Interesse verfolgte ich den Zwist über die Fechtfrage im CC, der jetzt zur Spaltung des Verbands der Sängerschaften führte.⁹³ In der Mai-nummer 1911 der „Akademischen Sängszeitung“ (ASZ)⁹⁴ nahm ich selbst das Wort dazu in einem Artikel überschrieben „Ein Programm“.⁹⁵ Ich wollte den Verband nicht platzen lassen, ohne allen Sängerschaften klar gesagt zu haben, daß sie innerhalb des Studententums ein einheitliches Prinzip zu vertreten hätten, das nur in der Verwerfung jeglicher Sportmensenur bestehen könnte. Als der CC entstand, wollte er ein Verband nicht von Gesangsvereinen, sondern von studentischen Korporationen sein, aber vom alten Gesangsprinzip nichts preisgeben, sondern beweisen, daß gerade die Vereinigung des Singens mit korporativem Auftreten eine bedeutende Zukunft hat. Wir wollten keine Neuauflage der alten „schlagenden“ Verbände darstellen, sondern einen Typus eigener Art. Wir wollten uns den Fechtmoden gerade nicht unterwerfen, sondern unsrer Art im studentischen Dasein Raum erobern. Gerade dafür aber fehlte den jetzigen Anhängern der Sportmensuren in unsern Reihen der Begriff. Ich wollte, mindestens zwischen den Zeilen, fühlen lassen, daß Nachahmung anderer, auch Anpassung an Offiziersmoden, uns keine echte Ehre einbringt. Meine Gegner im Leipziger Paulus verstanden, wie ich später hörte, recht gut,

⁹³ Vgl. Quillfeldt, Handbuch, S. 23 ff.

⁹⁴ Die „Akademische Sängszeitung“ war 1895 als Sprachrohr aller studentischen Gesangsvereine gegründet worden. In den ersten zwei Jahrzehnten erschien sie nicht öffentlich, sondern wurde nur an Mitglieder versandt, um die in ihr ausgetragenen Streitfragen zwischen den Korporationen nicht publik zu machen.

⁹⁵ Ein Programm, in: Akademische Sängszeitung. Als Handschrift gedruckt für den Weimarer Chargierten-Convent (C.C.), Verband deutscher Sängerschaften, 17. Jg., Nr. 1 (Mai 1911), S. 8–11.

was und wen ich meinte. Sie gerieten in wirkliche Wut und beantragten im Leipziger Konvent meine Bestrafung, ohne sie durchsetzen zu können. Es ist klar, daß man in späteren Jahren studentische „Prinzipien“ nicht mehr so ernst nimmt, wie ich sie damals nahm. Aber in meinen damaligen Kreisen habe ich mich in der rechten Weise „profilert“.

Im Juni trat der RKV geschlossen aus dem CC-Verband aus. Ich schrieb am Fronleichnamstag an Hans Böhme:

Ich habe dieses Ende seit Jahren für unausweichlich angesehen, weil ich nicht glauben konnte, daß ein Bund mit solchen inneren Gegensätzen Bestand haben könnte. Ich begrüße deshalb die endlich erfolgte Entscheidung mit offener Freude. Haß ist hier ebenfalls erfreut über diesen Ausgang. Wir sind wieder bloß RKVer und haben damit gewiß nicht das schlechteste Teil erwählt. Der Kampf dauert schon weit über ein Jahr. Er ist zuerst in Leipzig ausgefochten worden, wo sich die alte und die neue Richtung scharf gegenüberstanden. Dort habe ich mit in vorderster Reihe gekämpft. Und daß uns der Sieg geblieben ist, beweist jetzt der Mitaustritt des USV (Universitäts-Sänger-Verein = Leipziger Paulus). Dann hat man in Jena gekämpft um die Seele der Johanni-Fridericia (der zweiten Jenaer Sängerschaft). Auch dieser Kampf ist entschieden: Wir haben uns endgültig von den Grauen getrennt. Dann begann der Kampf auf den diversen o. und oa. CC, und in der ASZ. Wenn ich in diesen ganz zuletzt noch eingegriffen habe, so geschah das nicht, weil ich glaubte, mit meinem Artikel irgendeinen Gegner überzeugen zu können, sondern nur um vor der Entscheidung das Problem einmal genau zu umschreiben und beiden Parteien vor Augen zu stellen; um unsern Streit in das Licht der allgemeinen Probleme der deutschen Studentenschaft zu stellen; um jeden zu zwingen, der überhaupt ernst denken wollte, sich Rechenschaft über seine Parteinahme zu geben. Daß mir das gelungen ist, beweist, daß meine Gegner in Leipzig in furchtbare Wut geraten sind und meine Bestrafung vom Konvent verlangt haben, ohne sie durchzusetzen. Inzwischen dürfte sich das alles erledigt haben. Das ganze Problem unsres Zankes im Bund wollte ich einmal in seiner ganzen Tiefe enthüllen. Daher der stolze Titel „Ein Programm“. Ich mußte hier schon mal „hoch hinaus“. Genützt hat's nichts, wie ich's nicht anders erwartet, aber gesagt ist es nun jedem einmal. Jeder war gewarnt. Volenti non fit iniuria!

Der nächste Brief, geschrieben am 30. Juni, gab einen Rückblick auf meine drei Paulinerjahre 1908 bis 1911. Darum will ich auch dies zitieren:

Ich kann nicht behaupten, daß von Idealismus im Paulus die Rede gewesen wäre, als ich eintrat. Aber ich weiß, daß es dann immer besser geworden ist. Ich erinnere mich heute noch mancher ernster Gespräche, die ich als Fux mit Wilde, mit Wiener, Herrmann, Bodesohn usw. gehabt habe, wie gerade ein großer Teil meiner Fuxkorona sich bewußt von der damals üblichen Exkneipensauferei und der geradezu skandalösen Schuldenwirtschaft, unter der der Paulus noch lange gelitten hat, fernhielt, trotz des Zornes der Inaktiven. Wir haben dann als junge Burschen energisch uns gewehrt gegen

die Inaktivtyrannie, und es hat nicht an Gelegenheiten gefehlt, wo gerade wir jungen Semester mehr konservative Paulinergesinnung bewahrt haben als mancher Inaktive, unter denen es damals Herren gab, die von der „Singerei“ überhaupt nichts hielten. Das ist anders geworden, Gott sei Dank! Aus dem Bericht Eckerts und Fritsches über den Austritt aus dem CC spricht ein ganz vorzüglicher Geist, und aus Deinem Briefe auch. Ich halte es von jeher in Jena wie in Leipzig, wo das noch viel nötiger ist, für meine Aufgabe, unaufhörlich für die Erneuerung des Korporationsgeistes zu wirken, fortwährend alle mir erreichbaren Leute scharf zu machen, daß sie nicht mit Scheuklappen durch die Welt, durch ihr studentisches Dasein laufen, daß sie nachdenken über das, was sie wollen. Für mich ist die Korporation in erster Linie eine Stätte praktischer Arbeit an der Erziehung von Menschen, meiner eigenen nicht ausgenommen.

Da dieser Brief einen Tag nach dem Feste Peter und Paul geschrieben wurde, der in Bonn Feiertag war, ging er dann auf eine große Wanderung vom Siebengebirge bis zur Erpeler Ley ein und dann über den Rhein ins Ahrtal, die ich mit einem meiner Freunde machte. Erst aus dem September liegen mir wieder Briefe vor. Am 21. hatte Hans Böhme Geburtstag. Da schrieb ich ihm am 19. noch einen Epilog zu Bonn:

Aus einem dunklen Winter, aus heftigen Kämpfen und Zweifeln hat mich mein rheinisches Semester auf eine Frühlingswiese geführt und hat mir Blumen geflochten, Kranz auf Kranz: Arbeitsfreude, Wanderlust, froheste Geselligkeit, treue Freundschaft. (. . .) Der Harmonie zwischen Vergnügen und Arbeit näher zu rücken, wie Du mir vor einem halben Jahre wünschtest, das ist mir am Rhein gelungen. Was soll ich Dir Besseres wünschen als Du mir damals?

Das rheinische Semester verschaffte mir Distanz zu drei Jahren Couleurbetrieb in Jena und in Leipzig. Ich gewann über meine Aktivenzeit einen Überblick und einen Wertbegriff von außen. Und ich gewann für meine Arbeit in meinem Studium ein festes Ziel, das mir im vorhergehenden Leipziger Wintersemester empfindlich gemangelt hatte. Ich hatte das Material für eine brauchbare Doktorarbeit, die nun in Leipzig zu machen war, beisammen. Das Sommersemester hatte mich auf einen Standpunkt tröstlicher Sicherheit befördert. Für die zweite Hälfte meiner Studienjahre galt der Liedervers aus dem Kommersbuch, den wir gerne sangen:

Wir alten Studenten mit sicherem Ziel,
wir trinken nie wenig, doch niemals zuviel.

Weltanschaulich war ich, wie mir mein Tagebuch sagt, dem Christentum noch immer fern und spielte noch immer mit dem Gedanken an eine „bodenständig-germanische“ Religion. Aber ich lernte, weil ich die katholische Wirklichkeit meiner Bonner Umgebung mit offenen Augen betrachtete, die Kirche als

solche richtiger verstehen und besser schätzen. Es ist in der Tat bei mir so gewesen: Ich mußte erst einen Begriff von der Kirche bekommen, ehe mir Glauben und Frömmigkeit zugänglich wurden. Ich erlebte in Bonn den „Fall Jatho“.⁹⁶ Ein evangelischer Pfarrer in Köln, liberaler Theologe, mußte sich vor dem „Spruchkollegium“ der unierten preußischen Landeskirche verantworten und wurde wegen seiner nicht mehr tolerablen unkirchlichen Glaubenshaltung verurteilt. Der Fall wirbelte viel Staub auf. Ich nahm Mitte Juli in Bonn an einer Protestversammlung teil, die zwar, weil der landeskirchliche Standpunkt überhaupt nicht zu Worte kam, nur eine unvollständige Orientierung ermöglichte, aber doch sehr interessant verlief. Man merkte, daß am Rhein der „Protestantismus“ nur eine Sache der Oberschichten war, denn das Volk ist katholisch. Die Referate erstatteten Max Maurenbrecher⁹⁷ und Ernst Horneffer⁹⁸, damals beide Vertreter der nicht mehr christlichen, ganz linken Freireligiösen. Die Opposition bildeten die linken, aber sich noch christlich fühlenden theologischen Liberalen. Ich fand, daß Horneffer recht habe, als er den Liberalen vorhielt, die wirkliche christliche Kirche sei nur noch die katholische, aller „Protestantismus“ sei nur ein Moment der Auflösung. Die Liberalen wollen nur etwas scheinen, was sie in Wirklichkeit nicht mehr sind. Alle Reden und Gegenreden hielten sich auf hohem Niveau. Ich stimmte manchmal der einen, manchmal der andern Seite zu. Praktisch war mir am „Protest“ zugunsten Jathos kaum viel gelegen.

Als ich im Oktober 1911 wieder nach Leipzig gekommen war, nannte ich mich mit Betonung einen „Protestanten“, aber im Sinne einer unkirchlichen Weltanschauung als Ausdruck meines Individualismus. Daneben war ich aber auch Kollektivist geworden, indem ich die Notwendigkeit der Einordnung in korporative Einheiten und der Unterordnung unter Autoritäten anerkannte. Darin wirkte sich zweifellos die Erziehung zur Disziplin einer studentischen, farbentragenden und damit farbebekennenden Verbindung aus. Von der Korporationserziehung her näherte ich mich dem Verständnis weltanschaulicher und religiöser Disziplin in der christlichen Kirche. Es geschah am Weihnachtstage 1911, daß ich in mir gleichsam entdeckte, daß ich zum Anhänger einer „Staatskirche“ geworden war: „im Sinne des antiken Staatskultus“, wie ich in einer Tagebuchnotiz lesen kann, „auch etwa im Sinne der englischen Hochkirche“, „oder der lutherischen Kirche, wie sie hier in Kursachsen war“.⁹⁹ Ich fin-

⁹⁶ Karl Jatho (1851–1913), evangelischer Theologe. Seit 1891 Pfarrer in Köln, wurde er 1911 wegen seines pantheistischen Ansatzes seines Amtes enthoben. Er trat jedoch nicht aus der Landeskirche aus und wirkte weiter als Prediger.

⁹⁷ Max Maurenbrecher (1874–1930), evangelischer Theologe und Publizist, 1907 Austritt aus der evangelischen Kirche, 1909–1916 Betätigung bei den freireligiösen Gemeinden, 1917 Wiedereintritt in die evangelische Kirche.

⁹⁸ Ernst Horneffer (1871–1954), Philosoph, 1909–1918 Tätigkeit als religiöser Redner und Erzieher in München.

⁹⁹ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1910–13, Eintragung vom 25. Dezember 1911, S. 28.

de es höchst bezeichnend, daß ich die Landeskirche entdeckte, nicht im Sinne des „Protestantismus“, sondern im Sinne einer Bekenntniskirche, die den Anspruch erheben dürfte, mich ihr einzuordnen. „Wenn wir Dogmen annehmen sollen, die uns persönlich nicht entsprechen, müssen wir doch zugeben, daß sie vielleicht für die Einheit unentbehrlich sind.“¹⁰⁰ Ich fügte hinzu:

Bonifatius¹⁰¹ gehört nicht zu den historischen Helden, die mir besonders sympathisch sind. Aber er hat recht behalten. Auch heute noch ist keine Religion in unserm Volke möglich als das Christentum. Der Abfall aber, der Atheismus, hat Stoecker mit Recht gesagt, ist eine dünne Eisdecke, über die ein einzelner ungefährdet geht, während ein ganzes Volk unfehlbar einbricht und rettungslos verloren ist.¹⁰²

Ich faßte angesichts dieser Erkenntnis einen Entschluß:

Ich schreibe heute am Weihnachtstag und will ihn feiern, indem ich zurückkehre zur Jüngerschaft des Erlösers aus Nazareth aus Überzeugung – wenn auch nicht mehr im Kinderglauben, sondern auf dem Wege über umständliche Reflexionen. Ich will an der bestehenden Kirche festhalten und will auch die Dogmen und Institutionen erhalten, die für den Bestand der Kirche und für die Erziehung des Volkes unentbehrlich sind. Im einzelnen habe ich noch wenig Urteil. Ich hoffe, daß ich einmal zu eigenen Studien komme, bei denen mir vielleicht Hans Böhme ein Stück weiter hilft.¹⁰³

Ich traute meinem Freunde Hans damit wohl zuviel zu. Aber daß sein Name in diesem Gedankengange fiel, ist ein Zeichen dafür, daß ich den Sinn für Einordnung der Jenaer Sängerschaft verdanke, in die ich nunmehr seit vier Jahren hineingewachsen war. Gerade nach der Rückkehr aus dem sozusagen „couleurfreien“ Semester in Bonn gewann die korporative Bindung über mich verstärkte Macht.

Wir waren zahlreiche Jenenser Pauliner in Leipzig und schlossen uns jetzt fest zusammen in einer Inaktivenrunde der „berüchtigten“ Jenenser. Unsre weißen Mützen trugen wir nur, wenn wir in einem Sonderzimmer des „Thüringer Hofes“ zusammenkamen. Die Woche über waren wir alle sehr arbeitsam in den für uns zuständigen Universitätsinstituten. Sonntags machten wir gruppenweise Ausflüge. Besonders gern und regelmäßig trafen wir uns südlich von Leipzig in der entlegenen kleinen Gutssiedelung Cospuden bei Wilhelm Schmidt, dem Wirt der romantischen Dorfkneipe „Zum Schild“. Dort wurde

¹⁰⁰ Ebd.

¹⁰¹ Bonifatius (672/73–754), Benediktiner und Missionar. Er trägt wegen der Missionierung der Germanen, mit der er vom Papst beauftragt worden war, den Titel „Apostel der Deutschen“.

¹⁰² IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1910–13, Eintragung vom 25. Dezember 1911, S. 28/29.

¹⁰³ Ebd., S. 29.

am runden Tisch erst ein dünner Kaffee getrunken, dann die Fidulität¹⁰⁴ mit Bier begossen und mit Schnapsrunden besiegelt. Der Entdecker des wunderbar primitiven Lokals war Martin List. Am 22. Oktober suchten, über Knauthain wandernd, Böttcher, Herrmann, Klose und ich das Nest in seinem stillen Winkel – 17 Einwohner in niedrigen Häusern um einen kleinen Teich herum – auf, während Hans Wilde auf einem andern Umwege uns nachkam. Die kleine Wirtschaft wurde von nun an unsre oft besuchte Exkneipe. Mein mit mir nach Leipzig übersiedelter Freund Heinz Müller aus Bremen stiftete uns ein schön gebundenes Album für unsre „Konventsprotokolle“ in Cospuden, unsern „Balladenschatz“, in den aber auch Berichte über gelegentliche größere Ausflüge eingeschrieben wurden. Die ganze, oft sehr ausgelassene Runde bestand vom Oktober 1911 bis zum Sommer 1914. Sie mußte sich natürlich auflösen, als der Krieg ausbrach. Ich mußte sie schon im Frühjahr 1914 verlassen, weil ich mich nach dem Staatsexamen exmatrikulieren lassen mußte. Von meinen fröhlichen Kommilitonen von Cospuden und vom „Thüringer Hof“ lebt heute keiner mehr. Die ganze Veranstaltung bedeutete die intensive Wiederaufnahme unsres Jenaer Verbindungslebens im Leipziger „Tochterladen“, in den freien Formen einer Inaktivitas. Im Winter 1911/12 standen einige von uns, wie ich, im achten Semester; die anderen waren unterschiedlich je um einig-
es jünger.

Am Neujahrstage 1912 schrieb ich in Dresden eine rückblickende Betrachtung nieder:

Es war im vorigen Winter, daß bei mir innerlich ein Knoten gerissen ist. Es sind jetzt fast vier Jahre, daß ich Student wurde, vielleicht reifer als mancher andere und doch noch schrecklich unreif. Ich wurde für drei Semester Pauliner in Jena: schöne Semester, aber ich war im Zwiespalt. Die Korporation hatte für mich keine Autorität, sondern ich war innerlich über sie hinaus. (...) Ich war aber nicht so genial, daß ich Lust hatte, allein zu stehen. Die Erziehung, die die Korporation leistet, tat mir doch gut. Es ist nicht so, daß die jungen Studenten bereits nichts anderes als die Freiheit verdienen. Sie sind eben doch „Füxe“ und bedürfen einer Fuxerziehung.

Ich bin erst in meinem 6. Semester mit der Fuxerziehung fertig geworden. Erst damals begriff ich die Idee der Korporation und fand die Versöhnung zwischen meinem Dasein als Student und als Mensch, die Harmonie zwischen Arbeit und Genuß. Erst damals verstand ich mich im Kreise von Kommilitonen durchzusetzen, und damals fand ich auch mit dem Thema meiner Doktorarbeit das erste richtige Arbeitsziel. Kurz, ich wußte eigentlich erst von da ab, was ich wollte.¹⁰⁵

Ohne Zweifel war es die Entscheidung des Jenenser Paulus gegen die Sportmensur, die mich erkennen ließ, daß ich am richtigen Platze stand. Der erfolg-

¹⁰⁴ Der zwanglose Teil einer Kneipe, der sich an den „offiziellen“ anschließt.

¹⁰⁵ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1910–13, Eintragung vom 1. Januar 1912, S. 30.

reiche Kampf gegen die törichte, von mir irgendwie als „borussisch“, als sozial und politisch schädlich empfundene Fechtmode verschaffte mir innere Sicherheit. Um Weihnachten 1911 bekam ich noch einmal nach mindestens einem Jahre Pause eine Grußkarte von Walter Jähne aus Chicago. Sie änderte nichts daran, daß sich unsre Wege endgültig getrennt hatten. Aber nachdem ich innerhalb der „herrschenden Klasse“ ernsthaft meinen Ort gefunden hatte, enthielt die Erinnerung an die vergangene Freundschaft und die überwundene „monistische“ Weltanschauung für mich keinen Stachel mehr. Inzwischen hatte ich im Sommer 1911 eine „traumhaft glückliche“ Zeit am Rhein erlebt. Das Traumhafte zerflatterte, als ich wieder unter den alten Jena-Leipziger Freunden stand.

Doch lag das rheinische Traumerlebnis nicht umsonst dazwischen. Meine Stimmung war nicht mehr so enthusiastisch, sondern ihrer Grenzen bewußt.¹⁰⁶

Mit meinen Studien über den vormärzlichen Liberalismus kam ich zügig voran. Im neuen Jahre wollte ich den Doktorhut gewinnen. Es reichte nicht ganz aus, doch wurde die Zeit nur um wenige Monate überschritten.

Mit schnellen Schritten entwickelte ich mich auch zu religiöser Sicherheit. Am Ende des nächsten Sommersemesters, am 24. Juli, schrieb ich ins Tagebuch:

Wer zeigt uns eine Möglichkeit, vom „deutschen Gedanken“ zu einer echten Religion zu gelangen? Daß unsre heidnische Volksreligion möglich wäre, glaube ich nicht mehr. Und wer kann dem zerfahrenen Protestantismus zutrauen, daß er die deutsche Religion werden und den Katholizismus und Sozialismus verdrängen könnte?¹⁰⁷

Vom Sommer 1912 an war ich in der Lage, nicht mehr bloß mit Hans Böhme, sondern mit vielen Freunden in religiösen Gedankenaustausch zu treten, und das mit genügender Sicherheit für mich selbst gewonnene Christentum zu verteidigen. Einem jungen Leipziger Pauliner und Theologiestudenten, Hans Neupert, mit dem ich im Sommersemester 1912 Freundschaft geschlossen hatte, setzte ich brieflich auseinander, daß sich der Christ nie auf den Grundsatz „Credo quia absurdum“ zurückziehen dürfe, sondern daß es heißen müsse „Credo ut intelligam“. Man braucht nicht um des Glaubens willen auf Denken und Erkenntnis zu verzichten. Daß die Gottheit der Menschwerdung fähig sei, und daß dieser Vorgang in der Mitte der Geschichte sich tatsächlich einmal ereignet habe, ist ja kein logisch unmögliches Geschehen. Dabei hielt ich erst recht von allem „Protestantismus“ nicht mehr viel. In einer Tagebuchnotiz

¹⁰⁶ Ebd., S. 31.

¹⁰⁷ Ebd., Eintragung vom 24. Juli 1912, S. 35.

vom 12. Oktober 1912 habe ich dem Evangelischen Bund¹⁰⁸ in seiner antirömischen Hetze „Maulheldentum“ attestiert. Ich schrieb:

Ich fange an, seit längerer Zeit bei vielen Bekannten für einen halben Klerikalen zu gelten. Und ich bin nicht gewillt, die antiklerikale Hetze unsrer Nationalisten, Radikalen und Philister mitzumachen. Die Einigkeit dieser Drei sollte ihnen selbst zu denken geben. Ich sehe die Ohnmacht des Protestantismus und die verständliche Macht Roms über die Seelen der deutschen Katholiken, die wir doch vernünftiger- und loyalerweise gelten lassen müßten.¹⁰⁹

Sicherlich trugen meine rheinischen Erfahrungen und Studien dazu bei, daß mir während der Semesterferien 1912 solche Gedanken durch den Kopf gingen. Im übrigen hatte ich am Ende des Semesters das Manuskript meiner Dissertation bei der Fakultät eingereicht und mußte nun warten, bis es die Runde durch [die] Hände der Professoren durchlaufen haben würde. Bei dem Beginn des Wintersemesters war es noch nicht so weit. Ich sah, daß ich keinesfalls noch vor Weihnachten zur mündlichen Doktorprüfung zugelassen werden würde. So konnte ich mir also in meinem 10. Semester Zeit lassen. Mich vom Leben abzuschließen, um ausschließlich für das Examen zu pauken, war ich gar nicht gewillt. Meine Stimmung war nicht von Prüfungsangst bedrückt. So erschien ich denn zum Erstaunen mancher Leute, die mich des „Leichtsinnns“ bezichtigten, ziemlich regelmäßig auf den Samstagskneipen der Leipziger Pauliner und „erholte“ mich dabei ganz schön. Sonntags gingen dann wir Jenenser sowieso nach Cospuden. Zuweilen brachten wenigstens einige von uns die Initiative zu größeren Unternehmungen auf. Ich finde in unserm „Balladenschatz“ Berichte von mir über eine Fußwanderung nach Merseburg und eine andere nach Freyburg an der Unstrut. Letztere „stieg“ im Oktober 1912, und ich kann nicht umhin, eine Probe aus dem Bericht zu geben.

Erst wollten noch viel mehr mit, aber nachher war den meisten das Wetter zu unsicher oder die Arbeit zu dringlich oder das Geld zu kostbar oder die Bequemlichkeit zu lieb. So hatten wir nur unser vier: Wilde, Herrmann,

¹⁰⁸ Der Evangelische Bund wurde 1886 aus dem zeitgenössischen Empfinden heraus gegründet, daß der Protestantismus gegenüber dem aus dem Kulturkampf gestärkt hervorgegangenen Katholizismus in Deutschland spürbar an Einfluß verloren hatte. Theologische Gegensätze und landeskirchliche Aufspaltung sollten nicht zuletzt zur Abwehr katholischer Übergriffe überwunden und darüber hinaus das evangelische Christentum durch die Verbindung mit dem deutschen Volkstum verinnerlicht und gestärkt werden. Vgl. Walter Fleischmann-Bisten und Heiner Grote, Protestanten auf dem Wege. Geschichte der Evangelischen Bewegung. Göttingen 1986. Gottfried Maron (Hrsg.), Evangelisch und Ökumenisch. Beiträge zum 100jährigen Bestehen des Evangelischen Bundes. Göttingen 1986.

¹⁰⁹ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1910–13, Eintragung vom 12. Oktober 1912, S. 36.

Böttcher, Buchheim von der Burg Goseck ins weite Saaletal geschaut bis zu den Türmen von Naumburg, waren dann auf schönen Waldwegen, die von gefallenen Blättern farbig glänzten, gezogen, bis wir beim dicken Bergfried der Neuenburg überm Unstruttale standen und die Stadt Freyburg grüßten zwischen ihren Rebenhängen mit der alten gotischen Kirche, dem Renaissancegiebel des Rathauses und der großen Sektflasche über der Kellerei des AH Kloß.

Wir stiegen vom Berg hinunter und zogen durch die Straßen. Auf dem Markte steht ein ungelenkes Denkmal für einen Herzog von Sachsen-Weißenfels, der früher einmal auf der Neuenburg residierte. Am Sockel stehen folgende Inschriften:

*Sta viator ac piis votis pro Christiano Deum fatiga!*¹¹⁰

Hoffentlich war demgemäß der liebe Gott recht hübsch müde wie wir von der Wanderung. Böttcher und Herrmann warfen in Anbetracht dieser Müdigkeit bereits sehnsuchtsvolle Blicke nach dem Ratskeller. Aber erst mußten wir noch die zweite Inschrift lesen:

*Pie optime ve princeps vive Dei gratia nobis constanter!*¹¹¹

Das Städtchen gefiel uns. War nicht dies Christiansdenkmal ein Original, nicht minder als der Hanfried im geliebten Jena? Die lateinischen Sprüche strömten einen humanistischen Hauch aus, der sich mit dem Geist der alten Giebel und Türme und dem Berglüftchen von den weinbedeckten Hängen zu einer wahren Aura academica vereinte. Nicht einer freilich, wie sie aus den weisheit- und schweißausdünstenden Hörsälen der Großstadtuniversität quillt, nicht einer, die von Wissensqualm und Brotneidgestank überladen ist, wo sich der alte *civis academicus* unter der Fülle moderner Streber, Oberrealschüler, Weiber und Russen verliert, sondern einer, wo Magister und Studiosen noch nicht vergessen haben, daß sie Kommilitonen sind, wo neben der *Doctrina* noch sämtliche *Artes liberales* Platz haben können.

Als wir im Ratskeller saßen, freundlichst belehrt von dem klassischen Wandspruch:

Wo ihr itzt übt des Trinkens Kunst,
da saßen die Marktweiber sunst,

da stieg uns aus den Bierkrügen die Aura academica erst recht auf, und wir kamen uns vor wie die Magister alter Zeiten, die leicht einmal ihre Lehressel rückten und irgendwo eine neue Universität auftraten. Waren wir auch nur unser vier, warum sollte für uns nicht Freyburg akademischer Boden sein? Hier war ja die Romantik so greifbar echt: Das Wesen der Romantik aber ist die schöpferische Phantasie. Nun also: ein Umtrunk, ein Beschluß und die Universität Freyburg war für uns gegründet, und wir waren ihr Senat in konstituierender Sitzung, ein Senat von Potatoren! Eine Karte an die alten Säcke in Jena, die wir eigentlich hier in Freyburg hatten treffen wollen, die aber – wohl *deficiente pecunia* – uns im Stich gelassen hatten:

Canibus duris minusque praeditis inactivitatis Jenensis salutem!

Pro vestro numeroso visitatu gratiam habemus quam maximam atque

¹¹⁰ „Bleib stehen, Wanderer, und setze Gott mit frommen Gebeten für Christian zu!“

¹¹¹ „Frommer und bester Fürst, lebe durch die Gnade Gottes uns weiter beharrlich!“

enormem. Universitatem Freyburgiensem fundavimus et fudimus cerevisiis,
qua in universitate docentes sese habilitaverunt¹¹²:

Ionnaes Ferox, suprapotator

Fridericus Arminius, medicinalis potator

Carolus Liberdomus, historicus novus potator

Curtius Doliator, historicus antiquus potator.¹¹³

Wobei zu bemerken ist, daß „dolium“ das Faß oder der Bottich heißt.

Allen Leipziger Kommilitonen der besseren Art sei es zum Troste gesagt: Wenn einmal die Pleiße gar zu trübe dahinschleicht, die Unstrut fließt immer hell, und Rebstöcke und Burgen spiegeln sich in ihr. Der Dom von Naumburg und die Schule von Pforta sind nicht weit, aber alle vierstöckigen Häuser meilenfern. Vielleicht vermag auch der Gruß der Alma mater Jenensis, den die Saale in diese Gegend mitbringt, manchmal das kleine Stück die Unstrut hinaufzuschwimmen.

Kennengelernt hatte ich die Gegend, die uns so lieb wurde, durch die RKV-Spritzen, bei denen wir immer von Naumburg über Pforta und Kösen nach der Rudelsburg wanderten, und durch einen schönen und lehrreichen Institutsausflug mit Professor Lamprecht, bei dem er uns die Burg Goseck und die Neuenburg von innen zeigte. Die Neuenburg ist berühmt durch ihre Doppelkapelle und durch den nebenan liegenden „Edelacker“, auf dem der Landgraf von Thüringen widerspenstige adelige Herren vor die Pflüge spannte.

In dem gleichen Oktober 1912, in dem wir diese romantische Fahrt nach Freyburg genossen, brach der Krieg des Balkan-Vierbunds, Bulgariens, Serbiens, Montenegros und Griechenlands, gegen die Türken aus.¹¹⁴ Unsre Runde in Leipzig war an diesem Ereignis außerordentlich interessiert. Mich schmerzte etwas, daß die Türken, mit denen ich sympathisierte, den Kürzeren zogen. Dann tröstete mich, daß sie an der „Tschadaltscha-Linie“ erfolgreich Wider-

¹¹² „Den plumpen Hunden und den weniger Begabten der Jenenser Inaktivitas Heil! Für Euren zahlreichen Besuch wissen wir Euch größten und außergewöhnlichen Dank. Wir haben die Universität Freyburg gegründet und mit Strömen von Bier übergossen. Die an dieser Universität Lehrenden haben sich habilitiert.“

¹¹³ Latinisierung der Namen der beteiligten Personen:

Ionnaes Ferox – Hans Wilde, Oberzecher

Fridericus Arminius – Friedrich Herrmann, medizinischer Zecher

Carolus Liberdomus – Karl Buchheim, neuhistorischer Zecher

Curtius Doliator – Kurt Böttcher, althistorischer Zecher

¹¹⁴ Gefördert durch russische Diplomaten hatten sich Serbien, Bulgarien, Montenegro und Griechenland im März 1912 zu einem Balkanbund zusammengeschlossen, um eine Ausdehnung Österreich-Ungarns beim erwarteten Zusammenbruch des Osmanischen Reiches zu verhindern. Angesichts der offenkundigen Schwäche der Türkei erklärte der Bund ihr im Oktober den Krieg. Die türkische Niederlage brachte im Frieden von London (Mai 1913) jedem der Bündnispartner beträchtliche territoriale Gewinne. Vgl. Gotthold Rhode, Die Staaten Südosteuropas (Bulgarien, Serbien, Rumänien, Montenegro, Albanien) vom Berliner Kongreß bis zum Ausgang des I. Weltkriegs (1878–1918), in: Handbuch der Europäischen Geschichte, Bd. 6, hrsg. von Theodor Schieder, Stuttgart 1973, S. 547–609, hier S. 576–581.

stand leisteten und den Vormarsch ihrer Feinde nach Konstantinopel verhinderten. Mehr als ein Jahrtausend war die Kaiserstadt am Bosphorus die Hochburg der oströmischen Griechen gewesen; dann ein halbes Jahrtausend die der Osmanen. Jetzt blieb sie uneinnehmbar für die Balkanstaaten. Von diesem historischen Schaustück war ich stark berührt. Denn die Geschichten der Türken als Nachfolger der Oströmer und der Deutschen als Nachfolger der Weströmer erschienen mir als zwei grandiose Parallelen der Weltgeschichte. Ich ahnte auch, daß dieser Balkanaufstand das Vorspiel zu neuen weltgeschichtlichen Ereignissen werden könnte. Aber nicht nur berührt, sondern aufgewühlt in ganzer Seele war in unserm Kreise ein anderer: mein Freund Hans Böhme.

Er muß damals so etwas wie eine Vision gehabt haben von dem Weltkrieg, der aus dem Balkankrieg hervorgehen würde, und von dem frühen Tode, dem er dann verfallen werde. Er sprach sich darüber leider nicht aus, auch zu mir nicht, obwohl ich mich sehr darum bemühte. Er verweigerte auf einmal jede Beteiligung an unsern Kneipabenden, wollte kein Bier mehr trinken und dafür regelmäßig in die Kirche gehen. Ich fand das bei einem Theologen verständlich und ging öfters mit ihm. Er wollte auch andere bekehren und ging dabei so weit, einem zuzureden, „als käme er von der Heilsarmee“, wie der Betroffene sich ausdrückte. Er war keiner Fröhlichkeit mehr fähig. Ich bekam dabei nur heraus, daß er sich Vorwürfe machte, er habe bis zu seinem jetzigen sechsten Semester noch nichts geleistet und sei keiner Konzentration auf seine Arbeit fähig. Glaubensschwierigkeiten deutete er mir nicht an, und so machte er's uns allen schwer, ihn überhaupt zu verstehen. Als er in den Weihnachtsferien zu Hause bei seinen Eltern war, erschreckte er auch sie. Man schickte ihn zu einem Pfarrer, damit er sich diesem eröffne: großen Erfolg scheint das aber nicht gehabt zu haben. Auch im restlichen Wintersemester änderte er sein Verhalten nicht. Im Sommer 1913 schien sich der Bann etwas gelöst zu haben. Wir erlebten in Leipzig großen Betrieb, weil eine große Ausstellung und das Allgemeine Deutsche Turnfest hier abgehalten wurden. Da nahm Hans wieder halbwegs an unsern Stimmungen teil. Ich sprach ihn einmal darauf an, was eigentlich im Winter mit ihm losgewesen wäre. Da antwortete er nur leichthin, der Krieg am Balkan habe ihn erschüttert. Dieser Krieg war inzwischen vorbei. Es herrschte äußerlich in Europa wieder Friede. Die politischen Spannungen, auch die zwischen den Großmächten, dauerten aber an; unter der Oberfläche verschärften sie sich.

Inzwischen war noch im Wintersemester meine Dissertation von der Fakultät angenommen worden. Ende Februar kam ich ins mündliche Examen, und am 1. März hatte ich auch im letzten Prüfungsfach bestanden. Mein Doktorvater Lamprecht war mit mir zufrieden. Er nahm meine Arbeit in seine Reihe „Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte“ in erweitertem Umfange auf, so daß sie als stattliches Buch unter dem Titel „Die Stellung der Kölnischen Zeitung im vormärzlichen rheinischen Liberalismus“ in R. Voigtländers Verlag publiziert werden konnte. Im Sommer 1913 war ich gemachter Doktor mit dem Prädikat Summa cum laude. Das Diplom erhielt ich erst Ende des Jahres

nach Ablieferung der Pflichtexemplare der Dissertation. Lamprecht setzte sich mit dem Verlag der „Kölnischen Zeitung“ in Verbindung. Er sprach in seinem Brief von dem „verhältnismäßig schon so reifen politischen Urteil“ des Verfassers und erwirkte mir 800 Mark Druckzuschuß, der zureichte, die Kosten bei Voigtländer zu decken. Lamprecht ist es daher gewesen, der mir meine späteren langjährigen Beziehungen zur „Kölnischen Zeitung“ vermittelte. Persönlich kannte man mich dort schon, denn ich hatte 1911 von Bonn aus öfters in der Bibliothek des Kölner Verlags gearbeitet. Da Lamprecht es auch war, der mir geraten hatte, ein Semester in Bonn zu studieren, war er es zweifellos, der mir den Weg zum Erfolg im Studium geöffnet hat. So konnte ich im Sommer 1913 schon das Gefühl haben, zu wissenschaftlicher Existenz geweiht zu sein. Drum gestaltete sich mein elftes Semester zu einem freudigen Sommer. Die „Internationale Bauausstellung“ und das große Turnfest in Leipzig kamen mir sehr gelegen.

Natürlich gab es auch ein Sommerfest des Leipziger Paulus, und zu diesem kamen Hans Böhmes Eltern. Ich hatte sie schon 1910 in Weimar kennengelernt. Jetzt überreichte ich dem „Alten Herrn“ mein gerade herausgebrachtes Buch und kam ihm überhaupt näher, so daß er mich fragte, was denn wohl Befremdliches seinem Sohn im vergangenen Winter widerfahren sei. Darüber konnte ich wenig berichten. Die Begegnung wurde aber für mich bedeutsam, weil die Eltern Böhme ihre fünfzehnjährige Tochter mitgebracht hatten. Es fügte sich, daß ich sie im Trubel des Turnerfestzugs auf dem Roßplatz einmal allein traf. Ich nahm sie mit zu dem Restaurant, wo wir in Corona zu Mittag aßen. Da hatte ich meine spätere Frau gefunden. Darüber wurde zwar erst viel später gesprochen; aber ich darf als sicher annehmen, daß Hans Böhmes kleine Schwester einen Eindruck von mir mitnahm. Ich sah sie übrigens nach wenigen Wochen schon wieder, weil ich ins Elternhaus nach Aue eingeladen wurde. Es war eine große Fußwanderung in den Alpen geplant, an der ich neben ihren beiden Brüdern Hans und Ernst und neben Gerhard Kunze aus Hartenstein teilnehmen sollte. Die gemeinsame Reise sollte gegen Mitte August in Aue beginnen.

Ich war als Zehnjähriger 1899 mit meinem Vater und meiner älteren Schwester das erste Mal in Oberbayern und Tirol gewesen; dann 1908 mit meiner Schwester zum zweiten Mal. Von daher kannte ich bereits die Wanderung von Garmisch über den Eibsee und den Fernpaß ins Inntal. Dies zu wiederholen, schlug ich meinen Wandergefährten vor. Am 15. August, dem Feiertag Mariä Himmelfahrt, waren wir in München. Am 16. ging unser Marsch von Garmisch aus los. Vom Inn aus bogen wir ins Ötztal ein. Hier fuhren wir von Längenfeld bis Zwieselstein mit einem Landauer und stiegen zu Fuß weiter nach Vent. Wir wagten uns auf den Hochjochgletscher und überquerten ihn bis zum Abstieg ins Schnalser Tal. Es begeisterte mich richtig zu sehen, wie hier nun das Wasser nach Süden floß. Die Alpensüdseite hatte ich bisher nur als Zehnjähriger in Sterzing erreicht, als wir damals aus dem Zillertal über das Pfitscher Joch herüberkamen. Durchs Schnalser Tal ging's nun erst richtig

in die südliche Welt. Wir kamen in den Vintschgau, nach Meran, nach Bozen, nach Eppan; von da hinauf auf die Mendel und in drei weiteren Tagen über Madonna di Campiglio nach Riva. Ich war sehr befriedigt, daß ich mich leidlich auf Italienisch verständigen konnte. In Riva hatten wir am 25. August den Gardasee erreicht. Bis hierher gehörte das Land 1913 noch zu Österreich. Nun fuhren wir über den See ins Königreich Italien. In Sirmione ließ mich die Villa di Catullo sehr lebhaft an den römischen Dichter¹¹⁵ denken, dessen Liebesgedichte ich ein halbes Jahr später in der Lateinprüfung des Staatsexamens als meine Spezialität angab. Von Desenzano aus benutzten wir den Zug nach Verona, das großen Eindruck auf mich machte, so daß ich's später gern einige Male wieder aufsuchte. Bei der Rückfahrt lag die österreichische Grenze damals noch nahe bei Ala. So habe ich die Brennerstrecke gerade noch ein Jahr vor dem Kriege in ihrer österreichischen Zeit kennengelernt. Vor Mori fuhren wir durch das Trümmerfeld eines Bergsturzes. In Bozen schlossen wir unsre Reise ab.

Mein Verhältnis zu Hans Böhme war nicht mehr so vertrauensvoll wie früher und wurde auch auf der gemeinsamen Reise nicht wieder ganz befriedigend. Ich hatte mir seine Freundschaft auch deswegen gewünscht, weil ich hoffte, sie würde mir den Zugang zum christlichen Glauben erleichtern. Denn ich fühlte natürlich, daß meine Bejahung der Kirche vom politisch-historischen Intellekt her nicht zureichend war. Aber gerade meine Verquickung menschlicher Nähe mit dem Religiösen erklärte er für eine „Entweihung des Göttlichen“ durch „Götzendienst“. Diese Behauptung konnte ich ihm nicht abnehmen. Ob er wohl seiner Schwester irgendetwas angemerkt hat? Als wir im Herbst 1913 wieder zusammen in Leipzig waren, fiel einmal ein Wort von ihm, das nach Eifersucht klang. Da habe ich ihm erwidert: „Ich habe nichts mit deiner Schwester; und wenn ich etwas hätte, wärest du der Letzte, den ich fragen würde.“ Im Dezember 1913 sah ich die Hanna Böhme wieder, weil die Eltern sie zur „Pauliner-Operette“ mitbrachten. Da habe ich mit ihr getanzt und ihr ein Sträußchen geschenkt, das sie, auch als es gänzlich verdorrt war, lange aufbewahrt hat.

¹¹⁵ Gaius Valerius Catullus (84–54 v. Chr.), lateinischer Dichter.

